



BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI

No. Curent 46688 Format I

No. Inventar Anul

Secția Depozit II Raftul -

H. Heine's

s ä m m t l i c h e W e r k e .

Heinrich Heine's
sämmliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwanzigster Band,
Briefe. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inw. H. 23428

Briefe

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.



Hamburg **DONATIUNEA**
Soffmann und Campe.
1876. **Biblioteca General ALEX. SOGE**

72012

CONTROL 1953

Biblioteca Centrală Universitară
"Carol I" București

Cota

46688

RC173/09

B.C.U. Bucuresti



C72012

508700

Inhalt.

Briefe.

1827—1835.

			Seite
1. An Friedrich Merckel.	1. Januar	1827	3
2. An Denselben.	10. "	"	7
3. An Denselben.	23. April	"	8
4. An Barnhagen von Ense.	1. Mai	"	11
5. An Friedrich Merckel.	17. "	"	17
6. An Denselben.	1. Juni	"	17
7. An Moses Moser.	9. "	"	22
8. An Friedrich Merckel.	20. August	"	26
9. An Denselben.	11. September	"	29
10. An Barnhagen von Ense.	26. "	"	30
11. An Denselben.	19. Oktober	"	31
12. An Moses Moser.	19. "	"	35
13. An Denselben.	30. "	"	36
14. An Barnhagen von Ense.	30. "	"	39
15. An Friedrich Merckel.	7. November	"	41
16. An Barnhagen von Ense.	28. "	"	42
17. An Julius Campe.	1. December	"	45
18. An Friedrich Merckel.	1. "	"	50
19. An Denselben.	31. "	"	52
20. An Friedr. Ludw. Lindner.	11. Februar	1828	54
21. An Friedrich Merckel.	14. März	"	55

		Seite
22. An Joh. Friedr. von Cotta.	14. März	1828 . 57
23. An Barnhagen v. Ense.	12. Febr. u. 1. April	" . 58
24. An Friedrich Merckel.	11. April	" . 66
25. An Denselben.	14. "	" . 67
26. An ? ?	19. "	" . 68
27. An Barnhagen von Ense.	6. Juni	" . 69
28. An Joh. Friedr. von Cotta.	18. "	" . 72
29. An Eduard von Schenk.	27. August	" . 73
30. An Moses Moser.	6. September	" . 75
31. An Salomon Heine.	15. "	" . 79
32. An Eduard von Schenk.	1. Oktober	" . 83
33. An Feodor J. Ljutschew.	1. "	" . 87
34. An Joh. Friedr. von Cotta.	11. November	" . 90
35. An Gustav Kolb.	11. "	" . 96
36. An Friederike Robert.	? März	1829 . 98
37. An Leopold Junz.	22. "	" . 99
38. An Rahel Barnhagen.	1. April	" . 101
39. An Moses Moser.	22. "	" . 102
40. An Friederike Robert.	29. "	" . 104
41. An Dieselbe.	2. Mai	" . 105
42. An Dieselbe.	? "	" . 106
43. An Dieselbe.	? "	" . 107
44. An Moses Moser.	30. "	" . 110
45. An Denselben.	5. Juni	" . 111
46. An Heinrich Stieglitz.	20. "	" . 111
47. An Joh. Friedr. von Cotta.	7. Juli	" . 113
48. An Moses Moser.	6. August	" . 114
49. An Denselben.	13. Oktober	" . 116
50. An Friedrich Merckel.	13. "	" . 117
51. An Denselben.	24. "	" . 118
52. An Denselben.	29. "	" . 119
53. An Karl Zimmermann.	17. November	" . 121
54. An Friedrich Merckel.	5. December	" . 125
55. An Denselben.	9. "	" . 126

			Seite
56.	An Joh. Friedr. von Cotta.	14. December	1829 . 126
57.	An Friedrich Merckel.	20. "	" . 127
58.	An Karl Zimmermann.	22. "	" . 127
59.	An Friederike Robert.	23. "	" . 132
60.	An Moses Moser.	30. "	" . 134
61.	An Barnhagen von Ense.	3. Januar	1830 . 137
62.	An Friederike Robert.	15. "	" . 142
63.	An Karl Zimmermann.	3. Februar	" . 144
64.	An Barnhagen von Ense.	4. "	" . 147
65.	An Denselben.	27. u. 28. "	" . 151
66.	An Friedrich Merckel.	7. März	" . 159
67.	An Karl Zimmermann.	14. "	" . 160
68.	An Friedrich Merckel.	27. "	" . 165
69.	An Denselben.	28. "	" . 165
70.	An Barnhagen von Ense.	5. April	" . 165
71.	An Karl Zimmermann.	25. "	" . 172
72.	An Friedrich Merckel.	4. Juni	" . 193
73.	An Barnhagen v. Ense.	11. u. 21. "	" . 194
74.	An Denselben.	16. "	" . 198
75.	An Karl Zimmermann.	10. August	" . 202
76.	An Friedrich Merckel.	9. Oktober	" . 206
77.	An Barnhagen von Ense.	19. November	" . 206
78.	An Denselben.	30. "	" . 212
79.	An Denselben.	4. Januar	1831 . 214
80.	An Denselben.	6. "	" . 220
81.	An Wilhelm Häring.	17. "	" . 221
82.	An Barnhagen von Ense.	1. April	" . 223
83.	An Moses Moser.	27. Juni	" . 226
84.	An Barnhagen von Ense.	27. "	" . 228
85.	An den Grafen M. Moltke.	25. Juli	" . 231
86.	An Joh. Friedr. von Cotta.	31. Oktober	" . 232
87.	An Denselben.	7. December	" . 234
88.	An Denselben.	20. Januar	1832 . 235
89.	An Denselben.	25. "	" . 237

		Seite
90. An Joh. Friedr. von Cotta.	1. März	1832 . 238
91. An Denselben.	2. April	" . 240
92. An Denselben.	11. "	" . 241
93. An Denselben.	21. "	" . 241
94. An Barnhagen von Ense.	Mitte Mai	" . 243
95. An Friedrich Merckel.	24. August	" . 246
96. An Ferdinand Hiller.	24. Oktober	" . 249
97. An Karl Zimmermann.	19. December	" . 251
98. An Julius Campe.	28. "	" . 255
99. Bitte.	1. Januar	1833 . 258
100. An Barnhagen von Ense.	28. März	" . 259
101. An Heinrich Laube.	8. April	" . 261
102. An Denselben.	10. Juli	" . 264
103. An Barnhagen von Ense.	16. "	" . 267
104. Erklärung.	19. November	" . 271
105. An Charlotte Embden.	13. Februar	1834 . 273
106. An Betty Heine.	4. März	" . 274
107. An Maximilian Heine.	21. April	" . 276
108. An Helmina von Chezy.	2. Januar	1835 . 280
109. Erklärung.	19. März	" . 281
110. An Julius Campe.	1. April	" . 281
111. An August Lewald.	11. "	" . 286
112. An Rosa Maria Aßing.	30. Juni	" . 287
113. An Julius Campe.	2. Juli	" . 289
114. An Denselben.	26. "	" . 296
115. An Eugen von Breza.	30. August	" . 298
116. An Heinrich Laube.	27. September	" . 299
117. An Julius Campe.	11. Oktober	" . 303
118. An Heinrich Laube.	23. November	" . 306
119. An Julius Campe.	4. December	" . 313
120. An den Fürsten v. Bückler.	Ende "	" . 316

Briefe.

(1827—1835.)

1. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 1. Januar 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunsch, lieber Merckel! Ich sitze nur gar zu sehr bis am Hals in Schreiberei, sonst würde ich dir Viel schreiben — aber ich muß mich beschränken. Daher nur wenige Worte auf dein gestriges liebes Schreiben.

Du mußt in den Seebildern „ausshilt“ statt des unrichtigen „aussheltet“ setzen*). Auch kannst du**) „gottbefruchtete Jungfrau“ statt „gottgeschwängerte“ setzen. Übrigens bezieht sich Das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den 12-Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgt. Die „Metze“ laß' ich mir aber nicht nehmen,

*) In dem Gedicht: „Untergang der Sonne,“ Bd. XV.

**) In dem Gedicht: „Die Götter Griechenlands,“ Bd. XV.

die muß stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort giebt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang“.

Übrigens sahst du recht, die drei Bilder sind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragischen Humor. Der zweite Theil soll noch viele solcher Klänge enthalten. Leider muß ich, wenn ich kein Lump sein will, das Buch so rasch fertig machen, daß Campe sehen soll, ich thue ihm was zu Gefallen und er kann sich auf mich verlassen. Ich denke noch einige Tage vor dem 15^{ten} dort zu sein, dann fängt der Druck an, und ich denke ganz bestimmt, damit schnell zu Ende zu kommen. Ich befinde mich ziemlich schlecht. —

„Unauslöschliches Gelächter“ ist ein homerischer Ausdruck und muß bleiben.

Ist das Wort „Josth=Baisers*)“ nicht richtig geschrieben, so ändre es. — Bitte, bitte, wenn du mir die No. 307 der „Hallischen Literaturzeitung“ auf einen Tag herschicken kannst, so thue es. —

Es ist mir lieb, daß Campe Etwas von Immermann verlegen will; ich hatte Immermann darauf hingewiesen, daß mit ihm etwas Vernünft-

*) In der ältesten Version des „Gesangs der Okeaniden,“ Bd. XV.

tiges anzufangen ist, weil ich auch weiß, daß ich dem Immermann dadurch einen großen Dienst leiste. Es macht mir unsägliche Freude, dem Immermann bei solchen Gelegenheiten zu zeigen, wie sehr mir seine Interessen am Herzen liegen. — Indessen, versteh mich nicht falsch, Campe's Interesse liegt mir ebenfalls am Herzen. —

Dank für den närrischen Klabotermann. — Den Jan van Gent habe ich schon gestern Abend zu gebrauchen gewusst. — Ich muß in Hamburg eine stille Wohnung haben, die zwischen der Druckerei und dem Alsterpavillon liegt. Wenn du spazieren gehst, so sieh dich in dieser Hinsicht um. Doch Dies ist nur zur Notiz gesagt; denn ich werde doch im Gasthof vorerst absteigen müssen.

Daß du mit Adolph Embden an einander gerathen bist, wie mir Christiani erzählt, hat mir Spaß gemacht. Dieser ist ein feinerer Lump.

Campe's Denunciation des „Schwarzen*)“ war mir sehr lieb, und verdient meinen Dank. Grüß ihn herzlich. — Ich bin

dein getreuer

H. Heine.

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Brief Nr. 92 auf S. 409 des vorhergehenden Bandes.

Wie ich dir mal erzählt, so wirst du dich erinnern: der Schwarze hat überall herumgelogen, ich sei von Abendroth sehr barsch behandelt worden, er hingegen sei von Abendroth mit allen möglichen Zuwendungen überschüttet worden, und dadurch dürfe er sich schon Etwas herausnehmen. Es wäre daher gut, wenn Campe an Michaelis*) das Resultat der abendröthlichen Unterhaltung billettlich mittheilte, indem Dieser nicht ermangeln wird, solches Billett, worin meine Stellung gegen Abendroth ausgesprochen wäre, den Kindern des Steinwegs mitzutheilen und den elenden Lügner dadurch zu prostituieren.

Ich habe vergessen dir zu sagen, warum ich so freundlich gegen W. Alexis bin. Erstens kann ich ihn wirklich gut leiden; zweitens ist er der intimste Freund des Herrn von Uechtriz, den ich vorige Woche für den zweiten Theil sehr barbarisch eingeschlachtet habe.**) Die Ironie gegen Hixig wirst du verstanden haben. Aber man muß sich mit Ironie doch in Acht nehmen, am Ende werden die besten Freunde mißtrauisch, z. B. Merckel. Warum hast du

*) E. Michaelis, ein mit Heine befreundeter jüdischer Papierhändler auf dem Steinweg in Hamburg.

***) Vgl. in H. Heine's Werken, Bd. I, S. 184, die Anspielung auf die Tragödie „Alexander und Darius“ von Friedrich v. Uechtriz.

im Kinderhute*) meinen Kopf vermuthet? — Grüß mir Zimmermann; es wär' fatal, wenn ich von seinen Vorlesungen Nichts mehr anträfe. — Siehst du Präzel**) so frag ihn doch, ob er wirklich einen Brief für mich habe. Dies ist aber kein „Auftrag.“

2. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 10. Januar 1827. (Mittwoch.)

Entschuldige, lieber Merckel, daß ich das Literaturzeitungsblatt dir wieder zu schicken vergaß.

Schreiben will ich dir heute Nichts. Montag frühe werde ich dich ja wiedersehen. Sonntag Abend werde ich in Hamburg eintreffen.

Ich habe hier fürchterlich gearbeitet. Das verdammte Abschreiben ist das Bitterste. Die splendifideste Partie meines Buches werde ich dir abgeschrieben gleich mittheilen können. Du wirst sehen: *le petit bon homme vit encore*. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatskandal,

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Brief Nr. 98 auf S. 431 des vorhergehenden Bandes.

**) Der in Hamburg lebende Dichter R. G. Präzel, Verfasser mehrerer komischer Heldengedichte, ist gemeint.

sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße. — Sag Niemanden ein Wort davon, kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh bekannt zu machen. Es muß verschickt sein, ehe man dort eine Silbe davon weiß. Ich habe aber auch noch genug dran zu flicken; es ist gut, daß mir Campe in Betreff des Schwarzen einige Ruhe geschafft hat. — Leb wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

3. An Friedrich Merckel.

London, Craven Street No. 32, Strand, den 23. April 1827.

Lieber Merckel!

Draußen schneit es und in meinem Kamin ist kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Ich habe noch wenig' Besuche gemacht — deine Freunde sah ich noch nicht — und das Thea-

ter war bis jetzt meine Hauptresource. — Ich erwarte mit Spannung Brief von dir; meine Adresse steht zwar hier oben, aber es ist zweifelhaft, ob ich hier länger als acht Tage wohnen bleibe, und ich wünsche, daß du deine Briefe an B. A. Goldschmidt & Co., St. Helen's Passage No. 5, adressierst. Sollten Briefe bei Campe für mich einlaufen, so sammle sie und schicke sie mir per Gelegenheit unter besagter Adresse der Herren Goldschmidt. Sollte sich keine Gelegenheit finden, so könntest du auch, abgesprochenermassen, sie erbrechen und mir den Inhalt referieren. Nur Briefe aus Düsseldorf, aus Göttingen und aus Münster wünsche ich, daß du unerbroschen läßt, und mir nur sagst, daß deren da sind. Überhaupt wirst du leicht merken können, was literarische Briefe sind und was Familienbriefe sind; und, wie sich von selbst versteht, ich habe kein Recht über den Inhalt dieser letztern willkürlich zu verfügen. — Ich friere und leide fürchterlich.

Grüße mir Campe recht herzlich. Ich erwarte ungeduldig, von ihm zu hören, wie es mit dem Buche geht, und ob er seine Ruhe, seine philosophische Ruhe in Hinsicht desselben behaupten konnte. — Ich bin zu krank, um Etwas thun zu können, doch meine nächste Arbeit soll die Vorrede der Gedichte sein. Hernach gehe ich an die Veränderung des „Katcliff.“

— Ich werde höchstens bis Mitte Juni in London bleiben; alsdann gehe ich auf drei Monat nach einem englischen Seebad. Ich habe Letzteres durchaus nöthig. — Fürchterlich kostspielig ist das hiesige Leben, bisher hab' ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht, 1 $\frac{1}{2}$ Pfund hab' ich für Beköstigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfschiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich fast ein Pfund Zoll zu bezahlen u. s. w. Bücher selbst sind hier rasend theuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. — Meine Freunde in der Westminsterabtei habe ich noch nicht besucht. — Grüß mir meinen Bruder; *) laß ihn oder deinen Burschen in meinem alten Logis nachfragen, ob nicht Etwas, den Tag meiner Abreise, für mich dort abgegeben worden. — Grüß mir Zimmermann recht herzlich; ich vermisse ihn täglich. — Ich glaube, lieber Merckel, wir werden uns Alle nächsten Winter wieder vergnügt in Hamburg sehen. Das ist aber noch ein großes Staatsgeheimnis. — Schreib mir Viel und bald. Sage mir, was die Welt sagt.

Den Dr. Lieber, einen Bekannten Campe's

*) Gustav Heine, dem es als Landmann nirgends glücken wollte, hatte um diese Zeit in Hamburg ein Expeditions- und Produktengeschäft begründet. Vgl. A. Strodtmann, G. Heine's Leben 2c., 2. Aufl., Bd. I, S. 573—577.

und Buel's, den ich hier finden sollte, hab' ich noch nicht gesehen; ich höre aber, er geht nächsten Sonnabend nach Amerika. — Die armen Deutschen! — Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es, trotz meiner bessern Einsicht, nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, von dir zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den „Deutschen Anzeiger“ oder die „Hallische Literatur-Zeitung“ lesen und ein deutsches Butterbrot essen. — Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch. — Leb wohl!

Dein Freund

H. Heine.

4. An Varnhagen von Ense.

London, den 1. Mai 1827.

Wenn ich auch nicht viel schreibe, so denke ich doch desto mehr an Deutschland und an die französische Straße Nr. 20. Ihnen, lieber Varnhagen, bringe dies Blatt viel herzlichste Grüße. An Frau von

Barnhagen brauche ich aber gar nicht zu schreiben, sie weiß Alles, was ich denke und nicht denke — ich brauche mich auch bei ihr wegen meines langen Schweigens nicht zu entschuldigen. Ich war seither doch wieder so innerlich und äußerlich beklemmt, daß ich Ihnen nichts Vernünftiges sagen konnte. Und Männer, wenn sie auch keine Stockrationalisten sind, wollen doch immer was Vernünftiges hören. — Für Ihr Büchergeschenk danke ich Ihnen. — Um Gotteswillen! wie kann man so dicke Bücher schreiben! Ihr „Blücher“ hat mir ungemein zugesagt, ich hab' ihn zweimal gelesen, und bewundre, wie der feine Diplomat diesen rohen Stoff behandelt hat, ohne ihm Gewalt anzuthun. Die Gestalt tritt mächtig hervor. Blücher's Gastrollen in England sind unübertrefflich geschildert. Was Arnim darüber drucken ließ, unterschreibe ich ganz. Herrlich seine Zusammenstellung mit Napoleon. Es ist Wahrheit darin. Und Das gesteht — der Verfasser des Buchs Le Grand.

Sonderbar! wie zwei Gleichgestimmte zur selben Zeit, jeder auf enthusiastische Weise, die feindlichsten Hauptlinge, Napoleon und Blücher, dem Publikum dargestellt. Und ich denke, wir haben Beide doch Daselbe gewollt, und bleiben noch gleichgestimmt. Dennoch — ich will's gestehen — kann ich Ihren „Blücher“ nicht mit Liebe lesen; vielleicht ist noch in

mir der Wiederhall der Le Grand'schen Märsche, ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar war und der andre ein von allem Enthusiasmus entblößter englischer Taugenichts war, oder besser gesagt noch ist. — Sie können sich kaum vorstellen, wie jämmerlich er vorige Woche aussah, als ich ihn von St. James kommen sah; sein gnädiger König hatte ihm vielleicht eben mit Achselzucken den vollkommenen Sieg Canning's verkündigt, und er sah ihn auf den lachenden Gesichtern der vorbeigehenden Engländer. Die Idee siegte diesmal ohne Kanonen, und der Sieger von Waterloo mußte abziehen. —

Mein Buch, roth gebunden für Frau v. Varnhagen, werden Sie wohl empfangen und der theuren Friederike in meinem Namen überreicht haben. Auch das Packet an Moser werden Sie an diesen befördert haben. Ich mußte die Besorgung der Bücher einem Dritten überlassen, weil ich allzu schnell von Hamburg abreiste. Daher habe ich keine Zeile mitschicken können. Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das Jedem rathet, Nichts zu riskieren, wo gar Nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden,

so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dort hingereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheut ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich reiste ab von Hamburg just an dem Tage, wo das Buch ausgegeben wurde — (viel Selbstüberwindung,) — und habe daher von dessen Schicksalen noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen und Nichts thun. Ich zweifle sogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daß es geschrieben wurde. In dieser leichteren, servilen Zeit mußte Etwas geschehen. Ich habe das Meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die einst so Viel thun wollten, und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih' und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt Derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher, daß die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muß staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will. Ich denke, Robert wäre wohl jetzt, vermöge

seiner Stellung, Derjenige, welcher sich am besten des Buches annehmen könnte. Ich habe ihm zwar nicht geschrieben, aber ich weiß, er ist selbst kein Freund langer Korrespondenz. Auch gestehe ich, daß ich, wie sehr seine Frau auch geistig ausgezeichnet ist, sie doch lieber sprechen sehe, als auf dem Papiere lese. — Unter uns gesagt, einer schönen Frau schreiben, scheint mir eben so thöricht, als wenn ich mit einer Straßburger Pastete in Korrespondenz treten wollte. Jedes Ding in der Welt will auf seine eigne Weise genossen sein. Sene schönen Augen, deren Glanz unser Herz erfreut, und jene Trüffelpastete, deren Duft uns begeistert — sie verlieren gar sehr in der Ferne. — Wenn Sie Roberts schreiben, so sagen Sie ihnen, daß ich hier noch 4 Wochen bleibe, alsdann 2¹/₂ bis 3 Monat lang an der englischen Küste bade, und dann nach Paris reise, und bei meiner Rückkehr nach Deutschland meinen Weg über Karlsruhe nehmen will. Haben Sie mir unterdessen Etwas mitzutheilen, so schreiben Sie mir unter Adresse von B. A. Goldschmidt & Co. in London. Dieses Haus weiß zu jeder Zeit meine Briefe richtig zu befördern. Daß man hier zu Land doppelt Porto bezahlt, wenn ein Kowert um den Brief ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Wollen Sie mich noch, zur nützlichen Anwendung meines Aufent-

halts in London, auf Etwas aufmerksam machen, so soll es mich freuen. Wenn Sie in Korrespondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beschäftigen will. Aber Dieses müßten Sie bald thun. Verstehst dich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte. Hier ist Alles beispiellos theuer, ich muß, weil ich Alles sehe, täglich eine Guinee ausgeben, welches sehr Viel ist für einen deutschen Schriftsteller. — Grüßen Sie mir Hans recht viel, so wie auch Chamisso. — Ihre Schwester und Dr. Assing habe ich in Hamburg noch kurz vor meiner Abreise gesehen; sie befinden sich recht wohl.

Mit meiner Familie stehe ich auf gutem Fuß. Ich selbst bin darin der Einzige, womit ich schlecht stehe. Viel Selbstkummer habe ich in dieser letzten Zeit ertragen, es will sich noch nicht mit meinem Kopfschmerz geben, und alte Gemüthswunden eitern. In diesem Augenblick hat mich eine starke Betäubung wie in ein bleiernes Grab eingeschlossen. Ich fürchte, daß ich nächstens ernstlich krank werde. — Leben Sie wohl, das Papier ist zu Ende. Frau von Barnhagen küsse ich die Hand und bin

Ihr

H. Heine.

5. An Friedrich Merckel.

London, den 17. Mai 1827.

Lieber guter Merckel!

Ich kann das Dampfboot nicht abgehen lassen, ohne dir zu sagen, daß ich dich liebe und dir für deine zwei Briefe herzlich danke. Mit nächster Post will ich dir ordentlich schreiben.

In vierzehn Tagen verlasse ich London. Ich gehe in ein englisches Seebad. — Treutel und Würz haben mir die Briefe, aber keine „dramaturgische Blätter“ gegeben. — Leb wohl; mit nächster Post will ich dir schreiben. Das hiesige Klima und die 60,000 haben mich fürchterlich angegriffen. Ich kann heut nicht mal ins Parlament gehn. Grüß Zimmermann. Nächsten Dienstag schreib ich vernünftig.
Dein Freund

H. Heine.

6. An Friedrich Merckel.

London, den 1. Juni 1827.

Lieber Merckel!

Meine Schreibsaumseligkeit mußt du nicht auf Rechnung meiner Gesinnung schreiben. Bin zu schlecht-

72012

gestimmt, auch krank und verwirrt, um schreiben zu können. Diese Tage will ich nach dem Seebad reisen. Ich danke dir für deine Mittheilungen. Erst wenn ich in Ruhe bin, kann ich dir antworten. Auch über den „Ratcliff“ erst dann. Ich bin jetzt zu sehr en peines. Äußerlich und innerlich. Auch über die Gedichte kann ich noch nicht antworten. Ich kann ordentlich ärgerlich werden, wenn ich denke, wie Campe mich vor meiner Abreise damit gequält. — Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekanntesten Menschen voll Enthusiasmus. Dagegen schreibt mir Barmhagen: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Konjorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstimmen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen, selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger“ — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt. Wie kontrastiert dagegen der offene süddeutsche Brief aus Augsburg. Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorthier viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhauptling in Baiern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt. — „Wir sehen uns nächsten Winter in Hamburg“ — Das ist das Bestimmteste und Sicherste,

was ich dir sagen kann. Alles Andre meiner Zukunft liegt in trüben Nebeln.

Cotta's Propositionen sollst du bei Leibe nicht an Campe mittheilen, auch hast du kein Recht dazu. Ich will bei Leibe Campen keinen Floh ins Ohr setzen. Das wär' jetzt ohne Nutzen, und ich hab' ihn zu lieb, um ihn unnöthiger Weise zu prickeln. Er thut Viel für meine Kinder, und ich bin dankbar. Aber auf seine Generosität werde ich mich nie mehr verlassen. Durch die vierzig Louis, die der Freund aufs Blaue hin mir angeliehn, hat er zwar viel Unmuth gestopft. Aber er hat nie eigentliches Vertrauen zu mir gehabt; wenn ich ihm von eignen Opfern, die ich für mein letztes Buch brachte, gesprochen, so hat er es als eine Redensart abgelehnt, ebenfalls wenn ich ihm versichert, daß mir Cotta längst anbieten ließ, mir meine Aufsätze fürs „Morgenblatt“ aufs allerglänzendste zu honorieren — kurz, er hat kein Vertrauen zu mir gehabt. Er soll mich aus meinen Handlungen kennen lernen. — Ach! ich bin heute sehr verdrießlich. Krank und unfähig, gesund aufzufassen. Und dennoch muß ich hier mit Gold alle jene Anschauungen aufwiegen, die ich einsammle. Tage, wo ich ein paar Guineen ausgabe. Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten. —

Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs „Morgenblatt“ schreiben soll. — Aber Das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muss mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das Beste ist, ich gebe gar Nichts. Was ich seitdem aufgefasst, kommt dann desto schöner in späteren Produkten. Ich will so kein Narr sein und gute Bücher schreiben im Sinne Dümmler's. — Cotta werde ich seiner Zeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs „Morgenblatt“ schreiben, aber Nichts über England. — Verzeih mir heute, lieber Merckel, meinen miszmüthigen Brief, der sich um lauter gemeine Interessen dreht. Aber eben diese letztern sind es, welche mich in vielen Miszmuth hinein verwirren. Ich lebe hier sehr isoliert; ich will es. Dennoch, Gott weiß, wie! haben die hiesigen Blätter unter andern wichtig politischen Nachrichten meine Anwesenheit in London angezeigt und bemerkt, dass ich auf dem Weg nach Frankreich begriffen sei. Erinnere doch Campe an meinen Wunsch, dass der „Hamburger Korrespondent“ meine Reise nach England unter den politischen Artikeln seinen Lesern notificiere. Meine Freunde erfahren dann auch, warum ich nicht schreibe. Hab' noch nicht an Immermann geschrieben. Schändlich! Sieh doch die „Berliner Jahrbücher der

Literatur" zu bekommen, und findest du darin Zimmermann's Kritik über mich, so Sorge, daß sie dort recht unter die Leute komme, etwa durch partiellen Abdruck an einem angemessenen Ort. — Schreib mir bald und Viel. Grüß mir meinen Bruder; will ihm bald schreiben. Auch Zimmermann grüß mir herzlich. Die „dramaturgischen Blätter“*) habe ich noch nicht erhalten. Aber Moscheles hat sie, und die zwei ersten Nummern mir mitgetheilt. Ganz vortrefflich. Ich bin hier oft im Theater, und dann denk' ich immer: Sähe dieses Zimmermann mit seiner kritischen Brille, wie viel Neues und interessant Vergleichendes erführen wir. Ich werde euch mündlich Viel erzählen. — Leb wohl, behalte mich lieb und schreib bald

deinem Freund

H. Heine.

Der Brief von Frau von Barnhagen höchst interessant und geistreich; gelegentlich dessen Mittheilung.

*) Professor Fr. G. Zimmermann gab seit dem Frühjahr 1827 bei Hoffmann und Campe eine neue Folge seiner „Dramaturgischen Blätter“ heraus.

7. An Moses Moser.

London, den 9. Juni 1827.

Lieber Moser!

Verzeih mir meine lange Saumseligkeit im Brieffschreiben. Ich war in der letzten Zeit ein allzu sehr gehetztes Thier. Vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Sorge getragen, daß dir mein Buch geschickt wurde. Ich dachte, du wirst es als einen Brief betrachten. Du wirst daraus ersehen haben, was ich im letzten Jahr gedacht und gefühlt und gelitten. Ich denke, der „Le Grand“ wird dir gefallen haben; alles Übrige im Buche, die Gedichte ausgenommen, ist Futter für die Menge, die es auch mit vielem Appetit verzehrt. Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weiterschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. — Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister.

Der Hauptzweck meines heutigen Briefes ist die Wiederholung des alten Textes: daß ich dich liebe und daß ich wünsche, mir deine Liebe zu er-

halten. Als einen Beweis meiner Liebe schicke ich dir heute die 10 Louisd'or zurück, die du mir seit Jahr und Tag geliehen. *) Nur meinen liebsten Freunden pflege ich Geld zurückzubezahlen. Bei dieser Gelegenheit dank' ich dir auch, daß du damals, als ich jenes Geldes so sehr bedurfte, mir so freundlich damit beistandest. Ich weiß, daß dir dieses Danken mißfällt, aber ich kann es nicht unterlassen — ich habe so selten Gelegenheit zum Danken. Über die 12 Louisd'or, die ich, nach Abzug der dir schuldigen 10 Louisd'or, von der einliegenden Anweisung auf 22 Louisd'or herausbekomme, wünsche ich folgendermaßen zu verfügen:

An den Assessor Christian Sethe, der jetzt wahrscheinlich in Münster ist und dessen Adresse du von seinem Vater, dem Präsidenten des Cassationshofes Sethe in Berlin, erfahren kannst, bin ich 5 Louisd'or schuldig**) und ich wünsche, daß du sie ihm in meinem Namen schickest mit der Bemerkung, daß ich von London aus dazu Ordre gegeben. — Dann an meinen lieben Freund Karl von Kaumer, Stud. juris, wohnend all dort Mauerstraße Nr. 53, bin ich von

*) Vgl. die Briefe Nr. 60 und 63 auf S. 289 und 299 des vorhergehenden Bandes.

**) Vgl. die Briefe Nr. 64, 65 und 69 auf S. 303, 306 und 328 des vorhergehenden Bandes.

Göttingen aus noch 2 Louisd'or schuldig, und wenn du nicht vorziehst, sie ihm in meinem Namen zu schicken, so wünsche ich, dass du sie ihm selbst bringst und ihn meines vollen Wohlseins versicherst — sonst glaubt er, ich läge auf dem Todsbette, indem er weiß, dass Schuldenbezahlen nicht meine Passion ist. Er ist einer meiner liebsten Freunde und kann dir erzählen, wie ich in Göttingen gelebt. — Endlich erinnere ich mich auch, unserem guten Joseph Lehmann noch einen Louisd'or schuldig zu sein, und da ich doch im Zug bin, so will ich auch, dass du diesen in meinem Namen bezahlst. Der gute Lehmann wird sich zwar dieser kleinen Schuld nicht mehr besinnen wollen; aber ich habe ein gutes Gedächtnis. Sag ihm, dass ich ihm nächstens selbst schreibe. — Nach diesen Auszahlungen bleiben mir noch 4 Louisd'or bei dir zu gut, worüber ich nächstens verfügen will. Ich will dir nicht auf einmal gar zu vielen Stoff zum Lachen geben. Entschuldige die Mühe, die ich dir verursache.

Wie ich hier lebe, kannst du dir wohl vorstellen, da du mich und England kennst. Ich sehe hier Viel und lerne Viel. In einigen Tagen will ich in ein englisches Seebad reisen. Die Herren B. A. Goldschmidt & Co. in London, denen ich meine Briefe adressieren lasse, haben Ordre, mir solche nachzu-

schicken. — Mit meiner Gesundheit will es sich noch immer nicht ganz bessern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen. — Der Hauptzweck meiner Reise war, Hamburg zu verlassen. Ich hoffe die Kraft zu haben, nicht zurückzukehren. Nach Berlin zieht es mich auch nicht sonderlich. Leichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand. Hier ist Alles zu theuer und zu weitläufig. Viel Anziehendes hier — Parlament, Westminsterabbey, englische Tragödie, schöne Weiber. Wenn ich lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht Schuld dran; sie thun das Ihrige. Englische Literatur jetzt erbärmlich, erbärmlicher noch als die unsrige — Das will Viel sagen. —

Wenn du dort in der Journalenwelt Etwas für den zweiten Reisebilderband thun kannst, so unterlass es nicht. Es wird nicht an erbärmlichen Ausfällen auf mich fehlen; — und die Freunde sitzen gewöhnlich still. Auch ist es für Beamte, königlich preussische, etwas misslich, über mein Buch sich ehrlich auszusprechen. Ich will dich, den Nichtbeamten, darauf aufmerksam machen, aber ich weiß, es hilft Nichts, du bist zu tief, als das man dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein bißchen Seichtigkeit wäre dir nützlich. Im Grunde, was ist tief? Ist die Grube tiefer als der flache Spiegel,

der sie mit ihrer tiefsten Tiefe zurückstrahlt? —
Lebe wohl und grüß mir Gans und Junz, die beiden
Freunde. Ich denke viel an Gans, und immer mit
weicher, herzlicher Gesinnung. Der Doktorin Junz
meine Grüße. Siehst du Bendavid, so grüß ihn
von mir, sowie auch den alten Friedländer; es sind
Menschen, die ich achte. Wenn du mir schreiben
willst, so schreib mir bald. Grüß mir Lessmann.
Dem Kriminalrath Hitzig, wenn du ihn siehst, meine
Empfehlung; ich habe meinem Buchhändler vor
meiner Abreise Ordre gelassen, ihm mein Buch zu
schicken. —

Es ist heut schönes Wetter; etwas Seltenes in
London. Ich will meine Freundinnen, die Chinesinnen,
die hier sind, besuchen.

Dein Freund

H. Heine.

8. An Friedrich Merckel.

Norderney, Norderney, Norderney, d. 20. August 1827.

Lieber Merckel!

Wie du siehst, ich bin wieder in Norderney.
Ich hörte, daß man hier sehr ungehalten gegen mich
sei, mich todtschlagen wolle u. s. w. — und ich hatte

nichts Eiligeres zu thun, als hierher zu kommen. „Nun, dazu gehörte Muth“ — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als sie mich ankommen sahen. Indessen, ich glaube, ich bedarf hier keines Muthes; nur das Kommen selbst, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Muth. Ich habe dieses Mal ein Recht zum Prahlen. Die Post ist im Begriff abzugehen, sonst geschähe es noch weit mehr. Ich kann dir auch heute noch nicht recht schreiben. Auch an Lindner hab' ich noch nicht geschrieben, es soll aber nächstens geschehn. Cotta hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe in Nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit dir darüber besprochen. — Für Campen will ich wieder ein gutes Buch liefern, ich will wieder mein Möglichstes thun, und denke, er wird es auch. Noch immer wurmt es mich, daß er mir für den zweiten Theil nicht unbedingt das Verlangte gegeben, sondern mir 30 Louisd'or Honorar abgerissen. Obschon ich in London 210 £ ausgegeben, so ist jene Bagatelle mir dennoch verdrießlicher, wenn ich an sie denke. — England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist.

Wenn du an Christiani wissen läßt, daß ich hier bin, so merkt er vielleicht meine Mystifikation. Ich hab' ihn nämlich fragen lassen, ob ich in Büneburg Nichts vom hannövrischen Adel, den ich in Norderney verletzt, zu befürchten habe. — Ich bleibe wohl vier Wochen hier, und unter der alten Adresse kannst du mir Briefe und, wenn du willst, Bücher zukommen lassen. Sa, es wär' hübsch, wenn mir Campe Etwas zum Lesen herschicken wollte. Grüß ihn herzlich. Sag ihm, er hab' nicht im mindesten Ursache, über mich unzufrieden zu sein. —

Dich, lieber Merckel, will ich noch nicht loben, in Hinsicht der „Lesefrüchte,“ bis ich jenen Aufsatz gelesen. Humoristische Kritik ist immer verdächtig. Wenigstens setzt sich der Kritiker in gleichen Rang mit dem Autor.

Grüß mir meinen Bruder, wenn du ihn siehst. Grüß mir Zimmermann, recht liebevoll und herzlich.

Ich hab' in Holland viel Spaß gehabt. Doch eilte ich sehr, um hierher zu kommen und die Badezeit nicht zu versäumen.

Dein Freund,

Dein bald Brief von dir erwartender Freund

H. Heine,

Doctor Juris, auf Norderney.

Aus einem Briefe Zimmermann's, Düsseldorf,

den 6. August 1827: „Nun, Lieber, werden Sie nur in dem kastendunkeln London nicht ganz und gar zum Spleen-Mann. Obgleich das Leben nicht Viel taugt, so muß man es doch lieben, wie man ja so manche Schöne liebt, die auch nicht Viel taugt.“

9. An Friedrich Merckel.

Wangeroge, den 11. September 1827.

Lieber Merckel!

Einliegenden Brief an Christiani versiegle und und schick gleich auf die Post. Ich schick' ihn dir, damit ich dessen Inhalt nicht zu wiederholen brauche. Du siehst, ich blieb nicht in Norderney, ich habe dort Ordre hinterlassen, etwa nachkommende Briefe mir hierher zu schicken, und da ich sie noch nicht erhalten, so lasse ich hier, von wo ich in vier Tagen abreise, ebenfalls Ordre, sie rückzuschicken, nämlich per Adresse Hoffmann & Campe. Ich werde daher vielleicht Nichts von dir erfahren, bis ich in Hamburg dich wiedersehe. Da Dieses nun so bald, gewiß in vierzehn Tagen, geschehn wird, so will ich auch Nichts schreiben. In Norderney habe ich mich wie ein Held gezeigt. Hab' ich mich etwa vor meiner

Abreise von Hamburg etwas furchtsam erwiesen, so hab' ich jetzt Alles reichlich gutgemacht. Sage Niemanden, daß ich komme. — Ich langweile mich hier erschrecklich, bin ganz allein. — Grüß Campe; vertröste ihn mit Allem bis meine Rückkunft. Mit meiner Gesundheit steht es besser. Ich will diesen Winter Viel schreiben. Das Material häuft sich in mir. Leb wohl, die Post geht ab.

Dein dich liebender

H. Heine.

Freund Zimmermann grüß mir; ich werde wohl ihn über Goethe reden hören. Laß ihn nicht Goethe's dritten und vierten Theil der neuen Ausgabe lesen; der Enthusiasmus wird abgefühlt. — Die Fortsetzung zum Faust, „Helena,“ ist darin das Beste.

10. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 26. September 1827.

Kann ich nach Berlin kommen?

Ihr in diesem Fall bald anlangender

H. Heine.

Adresse: H. H. per Adresse
Hoffmann & Campe in Hamburg.

11. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Dank! lieben Dank! für die schnelle Beantwortung meiner bedenklich kurzen Frage. Ich bin noch in diesem Augenblick zu sehr gehezt, als daß ich einen ordentlichen Brief schreiben könnte. In 14 Tagen aber werde ich schreiben. Professor Dirxen wird Ihnen, lieber Varnhagen, erzählt haben, daß ich wieder in Norderney war. Meine Frage wegen Berlin kam daher nicht aus Ängstlichkeit. Ich war, nachdem ich Frau v. Varnhagen's Responsum erhalten, schon im Begriff zu Ihnen zu reisen, alle Verfügungen dazu waren schon getroffen, als ich einen Brief aus München erhielt, der mich kurz bestimmte, dorthin zu reisen. Schon längst hatte man mich hingewünscht. Jetzt verspricht man mir Holland und Brabant. Auf jeden Fall finde ich dort Ruhe, Das ist mir jetzt die Hauptsache. Januar 1828 erscheinen die „politischen Annalen“ in München unter der Redaktion Ihres Freundes Heine und des Dr. Lindner. Dieses wird den Leuten das erste Zeichen sein, was es bedeutet, daß ich in München bin. Über diesen Punkt nächstens mehr. Ich habe diese Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war,

Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus. — In einigen Tagen reise ich nach München; unterwegs schreibe ich Ihnen.

Sie, lieber Barnhagen, sind der einzige Mensch auf der Welt, auf dessen Verschwiegenheit ich bauen kann. Daher sollen Sie mir sogar in meinen dürresten Privatnöthen behilflich sein. Alle meine andren Freunde sind Schwäger. Ich muß Sie belästigen. Sie werden nämlich nächstens von den Herren Treutel & Würz, Treutel jun. & Richter in London einen Brief erhalten, worin diese Herren Ihnen für mich eine Summe von circa achthundert Thalern übersenden. Diese Summe haben Sie die Güte für mich einzufassieren und bis zu näherer Verfügung mir aufzubewahren. Sie dürfen aber bei Leibe Niemanden sagen, daß ich solchermaßen Geld erhalten habe und besitze. Ich habe mancherlei Schulden in diesem irdischen Sammerthal und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nöthig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschleudern; und so wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten. Nur Verschwiegenheit! —

Den 8. August, am Todestage Canning's, hab' ich London verlassen; große geistige Ausbeute. Das Leben dort ist zu groß und zu theuer. Ich hatte mich bis an den Hals in Abenteuer versenkt, hatte durch Malheur und Dummheit über 300 Guineen eingebüßt, und bin froh, daß ich wieder heraus bin. Die Weiber sind dort schön und die Männer groß und großmüthig. —

Von meiner ersten Reifestation aus will ich Ihnen schreiben und anzeigen, wo mich Ihre Antwort treffen kann. Ich denke nämlich ganz gewiß, daß Sie mir über mein neues Redaktionsgeschäft manchen Verhaltungsbefehl geben werden. Sagen Sie mir, an wen ich zum Mitarbeiter mich wenden soll. Wollen Sie selbst die Hand im Spiel haben, so soll es Niemand erfahren. Ich will Alles selbst vertreten. Was ich Ihnen in Betreff unserer Intimen vorzuschlug, als ich den 2. Band der „Reisebilder“ schrieb*), gilt hier bei den „Annalen“ im vollen Maße. Kritik englischer und deutscher Literatur, aus dem Standpunkt der Politik, soll ein leading article werden. Wie Viel das Honorar für Aufsätze in den „Annalen“ beträgt, weiß ich

*) Vgl. den Brief Nr. 95 auf S. 420 des vorhergehenden Bandes.

selbst in diesem Augenblick noch nicht bestimmt; doch ist es auf keinen Fall unbedeutend. — Das „Buch der Lieder“ für Frau v. Barnhagen wird wohl richtig angelangt sein. — Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte. Die 2. Auflage der „Reisebilder“ habe ich meinem Verleger schon verkauft, und ich denke daher, sie wird bald erscheinen. Der 3. Band der Reisebilder soll erscheinen — so bald ich ihn geschrieben habe. Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen. Frau v. Barnhagen soll zufrieden sein. Ich möchte der lieben Freundin einen langen Brief schreiben, lang wie die Welt, weit-schweifig und unerträglich wie mein eignes Leben. Aber — ich bin im Begriff diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in 11 Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Mad. Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Koufine von mir*). Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „jungen Leiden“ von Hoffmann & Campe ausgegeben worden

*) Vgl. die Anmerkung zum Brief Nr. 1 auf S. 6 des vorhergehenden Bandes.

ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Weilschen.

Ich aber bin Herausgeber der „politischen Annalen“; außerdem bin ich fest überzeugt, dass die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch.“

Ärgert dich dein Auge, so reiße es aus, ärgert dich deine Hand, so haue sie ab; ärgert dich deine Zunge, so schneide sie ab; und ärgert dich deine Vernunft, so werde katholisch.

Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. — Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen „politischen Annalen.“

Der Redakteur

H. Heine.

12. An Moses Moser.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Wenn du mir auch nicht einen langen Brief schreiben willst, so schreib mir doch wenigstens so bald als möglich, ob du meinen Brief nebst der

darin enthaltenen Anweisung von 22 Louisd'or auf Gebrüder Veit (ausgestellt von B. A. Goldschmidt & Co.) von London aus erhalten hast. — Ich bin im Begriff, Hamburg zu verlassen, und erwarte deinen Brief unter der Adresse von S. Heine in Lüneburg. Schreib mir nur gleich, und wenn es auch nur mit einer Zeile ist. Dein Stillschweigen und meine Nachlässigkeit ist mir plötzlich gar zu beunruhigend aufs Herz gefallen.

Dein Freund

(Ich bin im Begriff nach München zu reisen. Von dort aus, oder noch auf der Reise, will ich dir interessante Dinge schreiben.)

13. An Moses Moser.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Ich reise diesen Abend weiter, muß noch packen, daher wenig' Worte. Von Kassel aus will ich dir auf deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reise nach München, wo mir Viel versprochen worden, und, was noch besser ist, bereits garantiert ist. Meine Gesundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine

große Thätigkeit. Schrecklich, daß ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reisen muß. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München sein werden, sind die von 1828 an dort erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen,“ die in regenerierter Gestalt unter meiner Redaktion erscheinen sollen. Ich wünsche, daß dieses wichtige, gar vornehm diplomatische Journal auch von dir mit geeigneten Aufsätzen unterstützt werden möge. Bestimme dir eine fortlaufende Rubrik, worunter du deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mittheilst. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter, für das Januarheft von dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, daß jetzt endlich dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verschwiegenheit kannst du rechnen. Sag Gans Nichts. Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er Nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, daß ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief bestochen worden.

Das „Buch der Lieder“ ist Nichts als eine Gesamtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch

Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch schon an dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln. Dafs letzteres Buch ein Kriegsschiff ist, das allzu viel Kanonen an Bord führt, hat der Welt erschrecklich mißfallen. Der dritte Band soll noch fürchterlicher ausgerüstet werden, das Kaliber der Kanonen soll noch größer ausfallen, und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht so viel Ballast wie der zweite Band führen. —

Da du die 5 Louisd'or noch nicht an Sethe besorgt hast*), so wünsche ich, daß du für diese und für die 4 Louisd'or, die ich bei dir zu gut habe, d. h. also für die 9 Louisd'or, mir ein Wechselchen auf Frankfurt a. M. kaufst und mir solches so bald als möglich nach Kassel nachschickst. Du adressierst deinen Brief an H. H. Dr. jur. poste restante in Kassel (Hessen). Da ich einige Tage dort bleibe, so hoffe ich deinen Brief zu finden. Solltest du die 5 Louisd'or schon nach meiner Ordre an Sethe befördert haben, so mußt du mir diese 5 Louisd'or auf 4 Wochen wieder borgen. Ich fürchte nämlich,

*) Vgl. den Brief Nr. 7 auf S. 23 dieses Bandes.

mit meinem Reisegelde nicht auszukommen, und erst bei meiner Ankunft in München kann ich Gelder haben. Ich weiß, du hilfst mir gern, und daher belästige ich dich. In vier Wochen, auf Ehrenwort, erhältst du die 5 Louisd'or zurück, im Fall du sie mir überwähntermaßen leihest. Gottlob, daß meine Finanzen in besseren Zustand jetzt kommen; nur das Disponieren verstehe ich noch nicht.

Lebe wohl, grüße mir die Freunde, und unterstütze mich für die „Annalen.“ Ich bin, so lang ich lebe, dein unwandelbarer

H. Heine.

14. An Varnhagen von Ense.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Wenn der Inhalt meines letzten Briefes nicht mit Ihren jetzigen Bestrebungen kollidiert, so wird wohl unser Briefwechsel einigermaßen lebhaft werden. Kürze wird dann auf jeder Seite verzeihlich. Nach solcher Bevorwortung darf ich Sie wohl kurzweg bitten: mir so bald als möglich per Adr. H. H. Dr. Jur. Poste restante in Kassel (Hessen) an=

zuzeigen, ob Treutel & Würz Ihnen für mich die besagte Kimesse gemacht haben?

Ich bin im Begriff von hier abzureisen (ich traue den Hannoveranern nicht sonderlich), und werde in Kassel einige Tage verweilen. Über Frankfurt a. M. reise ich nach München. — Meine Gesundheit verschlimmert sich wieder. — Sonnabend erst verließ ich Hamburg, mich plötzlich losreisend aus spaßhaften Verhältnissen. Es heißt dort, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Barnhagen. Frau von Barnhagen küsse ich die Hände; ich wollt', ich könnt' es mündlich thun. — Ach Gott! nun könnte ich so leicht über Karlsruhe reisen, und jetzt sind Roberts in Berlin. — Man will dort wissen, Wolfgang Goethe spräche mißfällig von mir; Das würde Frau von Barnhagen leid thun. — Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen

H. Heine.

15. An Friedrich Merkel.

Kassel, den 7. November 1827.

Liebster Merkel!

Du begreifst wohl, warum ich dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich deine Überredung zum Dortbleiben. — Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können. *)

Vier Tage blieb ich in Lüneburg. In Göttingen besuchte ich den Hofrath Sartorius. Hier bin ich seit Sonntag Nacht, schlechtgestimmt. Mitte dieses Monats denke ich in München anzulangen und bei Lindner einen Brief von dir vorzufinden. — Grüß mir Zimmermann, recht liebherzlich. — Grüß mir Campen.

Es ist ein niederträchtig Wetter und ich hab' ehrlich die schönste Fahrzeit verstreichen lassen. Herbstnebel, dürre Bäume, frierende Gesichter, nasse Wege, und ein liebemüder Mensch, der sich zufällig nennt

H. Heine.

*) Heine hatte die schöne Schauspielerin Therese Peche, von welcher im vorhergehenden Briefe die Rede ist, während seines kurzen Aufenthaltes in Hamburg als Julie, als Cordelia, und als Estrella im „Stern von Sevilla“ auftreten sehen.

16. An Varnhagen von Ense.

Endlich München, ungefähr den 28. November 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Ihren gütigen Brief, poste rest. Kassel, habe ich dort richtig erhalten, und danke für schnelle Beantwortung meiner Anfrage. Ich muß dieselbe, nämlich ob Treuttel & Würz Nichts geschickt haben, nochmals wiederholen und wieder um schleunige Antwort, und sei es auch nur durch eine einzige Zeile, dringend bitten. Ach Gott! man kann sich so wenig auf Menschen verlassen, und die Saumseligkeit jener Londoner Herren ist mir wieder ein Beweis, wie sehr man sich decken muß. — Hier bin ich vor einigen Tagen angekommen. Cotta, der einen Tag länger hier geblieben ist, um mich zu erwarten, ist bereits nach Stuttgart zurückgereist. Seine Frau ist eine liebenswürdige Dame, sie liest mit Vergnügen meine Verse, und ich gefalle ihr auch persönlich. In 6 Wochen indessen werden Cottas wieder hier sein. — Es sieht hier so aus, wie ich es erwartete, nämlich herzlich schlecht. Die Leute sind besorgt, daß es mir nicht gefalle, und wissen nicht, daß ich eigentlich nur ein stilles Zimmer in dieser Welt suche. Ich will mich in mich selbst

zurückziehen und viel schreiben. Wenn das Klima mir nicht zusagt, so packe ich den Koffer. Drum will ich mich auch auf nichts Festes einlassen. Cotta will mich an sein „Ausland“ anspannen. Profit! Die „Annalen“ sollen mir auch wenig Mühe machen, und um Bewerbungsvisiten zu machen, bin ich zu sehr herz- und kopffrank. Cotta hat mir 2000 Fl. jährlich angeboten; aber ich habe die Sache anders gestellt. Ich will Alles erst ruhig betrachten. — In Dr. Lindner habe ich einen guten, zuthulichen Mann gefunden, mit dem ich gut umkomme. — Ich sehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt ist. Manchmal auch nach Berlin. Besonders wenn ich Briefe von Ihnen erhalte und von Frau von Barmhagen sprechen höre. Mit Verwundrung höre ich, daß wir ausgezogen sind; ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sei Französische Straße Nr. 20. — Ich will an den König von Preußen schreiben, daß er mir, wenn Förster stirbt, die Hofdemagogenstelle geben soll. —

Der König von Baiern soll den Görres schlecht empfangen haben. Ofen hat wieder fort wollen; da verstand man sich, ihm ein fixes Gehalt zu geben. Der größte Dichter der Welt ist Eduard Schenk. —

In Kassel war ich 8 Tage. Jakob Grimm, dem ich zu gefallen scheine (miserabile!), arbeitet an

der Geschichte des deutschen Rechts! Ludwig Grimm hat mich gezeichnet; ein langes deutsches Gesicht, die Augen sehnsuchtsvoll gen Himmel gerichtet. — In Frankfurt habe 3 Tage mit Börne zusammengelebt. Sprachen viel von Frau von Barnhagen. Er ist beschäftigt, seine einzelnen Aufsätze in 3 Bände zu sammeln. Der erste enthält Theater. Ich hätte nie geglaubt, daß Börne so Viel von mir hielte; wir waren inséparable bis zum Augenblick, wo er mich zur Post brachte. Hiernächst sah ich auf der ganzen Reise Niemand, außer Menzel in Stuttgart. Die edlen Sânger dort hab' ich nicht gesehn. Menzel's Buch über Literatur hat viel Schönes. Die Stellen über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen lesen können. Ich möchte sie für keinen Preis geschrieben haben. Wo denken Sie hin, lieber Barnhagen, Ich, Ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter erklären? Überhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gegensatz der goethischen Denkweise, nämlich die deutsche Nationalbeschränktheit und der leichte Pietismus sind mir ja am fatalsten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten, quand même — wahrscheinlich lasse ich im dritten

Theil der „Reisebilder“ wieder eine Batterie gegen das Pustfuchenthum losfeuern. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen. —

Leben Sie wohl, antworten Sie mir so bald, als nur möglich, leisten Sie mir etwas Nachschub bei den „Annalen,“ und wenn Sie mit Frau von Barnhagen von mir sprechen, so sagen Sie nur Gutes. — An Roberts viele Grüße. Dank-
sagung für Ludwig Robert's Recension meiner „Reise-
bilder“ im „Literaturblatt.“ Es soll viel Ironie
drin sein, sagt man. In Hamburg glaubte man
steif und fest, sie sei von mir selbst.

In ergebener Freundschaft

H. Heine.

per Adresse der
Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buch-
handlung
in München.

17. An Julius Campe.

München, den 1. December 1827.

Lieber Campe!

Um Gotteswillen, lieber Campe! wie konnten
Sie einem so unzuverlässigen Menschen wie Wit *)

*) Der bekannte Johannes Wit, genannt von Döring.

einen Brief für mich anvertrauen? Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will? Ich habe Ihren Brief nicht erhalten. Sorgen Sie, daß er in keine unrechte Hände komme. Meine Adresse ist hier: H. H., Dr. jur., abzugeben in der Literarisch=artistischen Anstalt der F. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb todt. Ich bin langsam gereist, überall, in Kassel, Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart mich aufhaltend. Ich bin so krank, daß ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete und gleich nach Stuttgart abreiste, sowie der Dr. Lindner und Andre, womit ich hier zusammenstehe, haben mir sehr gut gefallen. Alle Verhältnisse zu meiner Zufriedenheit reguliert. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfnis ist gesorgt. Ich brauche nicht mal zu schreiben, wo ich nicht will. Die „Annalen“ redigiere ich mit Dr. Lindner, sowie ich auch einige Hauptartikel des „Auslandes“ redigiere. Sein Sie ohne Sorge, Campe, der dritte „Reisebilder“-Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gewidmet sein. Wären nicht dergleichen Rücksichten gewesen, so hätte ich mich vielleicht beschwätzen lassen,

das „Morgenblatt,“ dessen Redakteur *) eben gestorben, oder die Hauptredaktion des „Auslandes“ zu übernehmen und dabei sehr, sehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frei sein, und wenn das Klima wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt sein; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeugungen zc. liegt mir Wenig, und ich will am Leben bleiben. Überall auf meiner Reise fand ich die „Reisebilder“ en vogue, überall Enthusiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein. Das hab' ich zwei Menschen zu verdanken: dem H. Heine und dem Julius Campe. Diese Beiden sollen auch zusammenhalten. Ich wenigstens werde so leicht nicht aus Verbesserungssucht und Gewinnsucht mich umändern. Ich denke, wir werden alt zusammen werden und uns immer verstehn. Nehmen Sie jetzt, wo ich doch unabhängiger als früher situiert bin, meine Versicherung unwandelbarer Gesinnung. Ich bin jetzt mit Ihnen zufrieden — doch ich schreibe heut konfus, ich wollte eigentlich sagen, dass ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schicksal deutscher Schrift-

*) Der Dichter Wilhelm Hauff.

steller befürchte, nämlich frühes Hinsterben. Im Ernst, theurer Campe, ich bin sehr krank.

Mein Bruder Gustav Heine präsentiert Ihnen eine Anweisung auf zehn Louisd'or. Ich bitte Sie, bezahlen Sie sie, obgleich ich erst Ostern von Ihnen Geld bekommen sollte. Ich bin kaum angekommen und will nicht gleich Geld nehmen (besonders nicht, um nach Hamburg zu schicken), und doch hatte ich meinem Bruder mein Ehrenwort gegeben, ihm zehn Louisd'or, die er mir bei meiner Abreise lieh, gleich zurück zu besorgen. Es ist zwar eine kleine Bitte, aber ich hoffe, daß Sie, obgleich es mein Bruder ist, mein Wort honorieren. Ich verlasse mich also darauf, und Sie sollen sich auch auf mich verlassen können. Sehe ich aber, daß ich mich geirrt habe, so ist es billig, daß ich auch — Doch, Das sind überflüssige Worte, Sie wissen, wie ich denke, und ich weiß, wie die Welt sich herumdreht. — Im Grunde weiß ich gar Nichts. —

Ich bin heut ein krank altes Weib und schwache.

Meinen Brief! Meinen Brief suchen Sie doch von Wit zurück zu erhalten oder schicken ihm meine Adresse zum Befördern desselben. — Ich höre von Merckeln, daß einer von Ihren beiden Hunden mein „Buch der Lieder“ angebellt habe. Den

Pastor *) sollen Sie behalten, er kuschelt. Aber den Magister **), der den Lebrun immer umwedelt und an Gubitz apporziert, sollen Sie zum Teufel jagen, und auf keinen Fall auf meinem Papier mehr Plattdötsch piffen lassen. — Frankh in Stuttgart, ein unternehmendes Köpfehen, lobte Sie in Hinsicht der Auswahl Ihres Verlages. Ich seufzte und sagte ihm nicht, daß auch Sie einige niederträchtige Hunde halten, die Sie im Schranke verschlossen haben. Halten Sie sich deren, so viel Sie wollen, aber lassen Sie sie nie heraus. Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Werth auf gute Gesellschaft. —

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und sein Sie meiner besten Gesinnungen versichert. Wenn ich kranker werde — ich scherze nicht — ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken. Aber, theurer Freund, lassen

*) Dr. Pustkuchen-Glanzow, Verfasser der falschen „Wanderjahre“ zc.

**) Dr. Nikolaus Bärmann, der für den Berliner „Gesellschaftler“ korrespondierte, und dessen plattdeutsche Reime-reien (Dat grote Höög- un Häwel-Book) auf demselben eleganten Papier wie Heine's „Buch der Lieder“ gedruckt wurden.

Sie mich doch in meinem Erbbegräbnisse neben keinem
todten Hunde ruhen.

H. Heine.

18. An Friedrich Merckel.

München, den 1. December 1827.

Lieber Merckel!

Wenig Worte, denn ich schreibe dir aus einem
Abgrund von Misère. Ich bin nämlich bis auf den
Tod krank. Ich hab' Alles hier nach Wunsch ge-
funden. Nur dass Cotta den geheimen Plan hatte,
mich ganz an sein „Ausland,“ eine Zeitschrift, die
er auf Wunsch des Königs, um Gelehrte hierher zu
ziehen, unternimmt, anspannen wollte. Prosit! ich hab'
ihm gesagt, dass ich noch für Hoffmann & Campe
zwei Bücher schreiben müsse, und nur leitenden
Anthheil an jenes Blatt nehmen könne. Indessen,
generöse wie er ist, hat er mir auf jeden Fall meinen
Unterhalt zugesichert. Mein Leben hier kostet mir
also Nichts. Er reiste gleich ab, nachdem ich ihn
sprach, und ich wollte nicht in der Willkommstunde
gleich Geld fodern; daher muss Campe durchaus die
im einliegenden Brief geforderten zehn Louisd'or be-
zahlen. Durch Gleichgeldfodern hätte mich auch gleich

zu einem Aufsätzlein verpflichten müssen, das er gleich wünschte. Aber eben der „Reisebilder“ wegen hab' ich Dergleichen streng abgelehnt, und nun fühle ich es als billig, dass Campe auch für mich etwas sich geniere, wenn es auch der Fall ist, dass Buchhändler in diesem Monat kein Geld zu viel haben. Ich hab' auf jeden Fall drauf gerechnet, und er muß. Sonst, thut er es nicht, werde ich auch so kein Narr sein, und der „Reisebilder“ wegen die glänzendsten Vortheile aufgeben. Ich darf mich auf keinen Fall so blamieren, dass Campe ein Ehrenwort von mir — auch unter Brüdern ist es gültig — nicht respektiere. Ich bin doch neugierig zu wissen, ob ich Campe Etwas werth bin oder nicht.

Entschuldige mein Gefritzel, ich bin sehr krank, und sehe ich, dass das Klima hier meinen Zustand verschlimmert, gehe ich nach Italien. Nächstens mehr; ich würde dir heute noch nicht schreiben, wenn mir die Anweisung für meinen Bruder nicht am Herzen läge. Befördre daher die versiegelte Einlage und gebe ihr mündlich einigen Nachdruck. Lebe wohl und behalte mich lieb. Wenn ich nicht sterbe, so lebe ich noch lange und habe noch schöne Tage. Mit Lachen las ich, dass du mich in Hinsicht der Peche, so zu sagen, blamierst. Da ich nicht Viel für sie thun kann, so erscheine ich ja ohnmächtig, wenn du

den Leuten weiß machst, daß ich so Viel für sie thun wolle. *)

Dein Freund

H. Heine.

19. An Friedrich Merkel.

München, Sylvesterabend 1827.

Ich wünsche dir ein gutes Neujahr, ein besseres als das, welches im Begriff ist abzurollen. Ich wollte, ich könnt' mitrollen in das ewige Nichts, denn ich bin sehr krank und schlechter Laune. —

Du scheinst, wie ich aus meines Bruders Brief merke, durch mein kurzes Schreiben ungehalten zu sein! Du solltest wissen, daß ich, der ich den nöthigsten und liebsten Freunden jahrlang nicht schreibe, nicht, um dich zu amüsieren, lange Briefe anfertigen kann. Wahrlich, der Egoismus der Freundschaft ist unerträglicher, als der der Feindschaft. Ich kann keine lange Briefe schreiben. —

Von Campe habe ich den Brief noch nicht erhalten, den er dem Wit mitgegeben haben will. Ich

*) Vgl. Heine's Worte über Fr. Peche in seiner Besprechung von Michael Beer's „Struensee“ (Werke, Bd. XIII, S. 263), und A. Strodtmann, H. Heine's Leben 2c., 2. Aufl., Bd. I, S. 528 f.

weiß wohl, was ich denke. — Willst du Mord und Todtschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, daß er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk dir, Dieser, auf dein Beispiel sich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu schreiben. Ich berste vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Kasse, viel weniger die meiner Seele anvertraue! — Solche Briefe können mir ja per fahrende Post zugesandt werden.

Das Klima hier tödtet mich, sonst aber gefällt es mir gut. Bin gut bewahrt. Der König ein netter Mensch. Liest mit Theilnahme die „Politischen Annalen,“ wie er sagt. In acht Tagen erscheint das erste Heft der „Annalen, herausgegeben von Heine und Lindner.“ Es ist ein kleiner Aufsatz drin von mir über Freiheit und Gleichheit. Trotz meiner Krankheit muß ich derart für die Annalen sorgen. Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen“ wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel

Renommage zum Grund; ich zeige der Welt, daß ich etwas Andres bin, als unsre sonettierenden Almanachspoeten.

Lebe wohl, grüß mir Zimmermann aus voller Seele. Ich würde ihm einen langen, herzigen Brief schreiben, wenn ich nicht todtelend wäre durch das verdammte Klima. Herzensbrand, bei völliger Ermattung des Kopfes. — Schreib mir Einiges aus Zimmermann's Vorlesungen über Goethe. Ich würde täglich 48 Kreuzer (Das ist hier viel Geld) drum geben, wenn ich ihn hören könnte. Leb wohl, wenn du —

Lach dich todt! eben kömmt ein Freund und bemerkt mir, erst morgen sei Sylvesterabend! Und ich habe schon seit einer Stunde in den üblichen ernstesten Jahresabschlussbetrachtungen gebrütet — und muß sie morgen nochmals wiederholen. Grüß mir meinen Bruder recht herzlich. Ich liebe ihn sehr, aber nicht als Briefbeförderer.

Dein Freund

H. Heine.

20. An Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

Anbei, lieber Lindner, erhalten Sie Ihre Note, deren Abdruck, wie ich Ihnen gleich gesagt, mir nicht im mindesten mißfällt. Es kommt hier auf Gesinnungen an, und da darf man keine Rücksichten

hegen. Frauen zeichnen sich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Gefinnungen. Freilich — ehrlich gestanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher gestanden — ich möchte nicht einmal ein Mann sein, wenn man den Frauen gefallen könnte ohne ein Mann zu sein, ein Mann von Gefinnung, Grundsatz, Festigkeit, Unbestechbarkeit, Unerlöschlichkeit und dergleichen Erschrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu sein

Ihr Freund

H. Heine.

München, den 11. Februar 1828.

21. An Friedrich Merckel.

München, den 14. März 1828.

Lieber Merckel!

Dank, herzigen Dank für deinen letzten Brief. Ich möchte dir Viel antworten, würde mir nicht das Schreiben allzu sauer. Es sieht überhaupt sehr sauer mit mir aus. Das hiesige Klima hat vollendet, was der Ärger begonnen. Ich klage, ja ich klage, selbst auf die Gefahr hin, daß man meinen Klagen

nicht glaubt. Wer Nichts durch seine Klagen gewinnen kann, Dem sollte man doch glauben. Ich danke dir für deine Berichtungen, absonderlich die Therese Heine'schen. Ich habe die Nachricht der Verlobung dieser Verwandten*) bloß von meinen Eltern und dir erhalten. Treibe doch meinen Bruder [Gustav], daß er mir schreibe, bald, bald; ich weiß, er hat mir Nöthiges mitzutheilen. Meine Adresse ist H. H. Dr. jur., wohnt im Rechberg'schen Palais auf der Hundsfugel in München.

Offen schick' ich dir die Einlage an Campe. Wenn er jetzt dir den Saldo meines Guthabens ausbezahlt, so behalte davon die zehn Friedrichsd'or, die du mir geliehen, und gieb den Rest an meinen Bruder, der mir ihn leicht zuschicken kann. Du mußt wahrhaftig dein Geld zurückhaben, denn du bist der Einzige, der mich nicht mahnen würde. Auch bin ich kein sicherer Schuldner. — Wenn Campe das Geld gezahlt hat, hernach rüffle ihn wegen seiner Knickrigkeit. Er weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwurfen; Dieses sollte er von Cotta lernen. Cotta gibt mir für die Redaktion der „Annalen“ 100 Louisd'or bis Juli (ich habe

*) Therese Heine, die jüngste Tochter Salomon Heine's, verlobte sich damals mit dem Dr. jur. Chr. S. Adolf Halle, den sie noch in demselben Jahre heirathete.



mich nicht länger verpflichten wollen), und diese Generösität verpflichtet mich, ihm mehrere Aufsätze zu schreiben, verpflichtet mich um so mehr, da ich mich nicht dazu förmlich verpflichtet und er nur gegen Lindner den Wunsch geäußert, daß ich Dergleichen thue. Er versteht seinen Mann.

Leb wohl und behalte lieb

Deinen Freund

H. Heine.

22. An den Baron Johann Friedrich von Cotta.

München, den 14. März 1828.

Herr Baron!

Ihre Wünsche in Betreff der „Annalen“, wie mir solche Dr. Lindner nach Ihrer Abreise notificiert hat, sollen gewissenhaft erfüllt werden, und Sie werden demgemäß in jedem Hefte Etwas von mir mit meinem Namen finden. Ich bestrebe mich auch einer löblichen Mäßigung des Ausdrucks; und bis auf ein gewisses Losbeissen nach Personen (nicht nach Principien) bestrebt sich jetzt auch Dr. Lindner einer solchen Mäßigung, die ihm noch mehr ziemt als mir, da er Familienvater ist und Frau und Hunde hat. Hier in unserem aufblühenden Bier-Athen giebt es nichts Neues, als daß nächstens

der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrfame
Bürgersmann sich freut, daß er für 2 Fl. 42 Kr.
zusehen kann, eben so gut, wie bei Rappo, dem
Songleur. Ich fürchte, das Theater wird durch
die Konkurrenz dieser neuen Spiele etwas leiden. . .

23. An Varnhagen von Ense.

München, den 12. Februar 1828.

Ihnen und Frau von Varnhagen vielen
Dank für gütigste Güte. Auch läßt sich mein „Buch
der Lieder“ für die gute Recension bedanken. Wär'
ich nur immer mit Ihnen als Recensenten so ganz
zufrieden! Ach! für Ihre Recension des Napoleo-
nischen Charakters müssen Sie noch manche Stücke
von mir ausstehen. Einliegende Recension*) schicke
ich Ihnen zur Strafe, zur doppelten Strafe, denn
erstens gab ich Ihnen selbst den Schein einer Gleich-

*) Es war Heine's Recension von Walter Scott's
„Leben Napoleon Buonaparte's“, zuerst in den „Annalen“,
später in den „Englischen Fragmenten“ wieder abgedruckt.
Heine bezog sich in diesem Aufsätze (Werke, Bd. III, S. 48 f.)
auf eine Stelle aus Varnhagen's Besprechung des Buches
in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“.

gesinnung mit mir, zweitens ist meine Recension selbst herzlich schlecht. Hab' auch nur den 9ten Band gelesen und mein Geschriebenes kaum überlesen. Wenn Sie dem Professor Dirksen diese Recension mittheilen wollen, wär' es mir lieb. — Mein Zustand hier ist noch immer derselbe. Ich will deshalb nach Italien, und dazu werde ich die mir von Treuttel & Würtz geschickten 800 Thlr. anwenden. Sie müssen mir daher dieses Geld noch eine Zeitlang aufbewahren.*) Ich war jenes Geldes wegen in nicht geringer Verlegenheit, und fürchtend, daß es ausbliebe, hatte ich noch besonders nach England deshalb geschrieben, und erhielt daher auch von dort die Nachricht der Absendung.

Cotta behandelt mich sehr genereuse. Bis Juli hab' ich mich ihm verpflichtet, und zwar giebt er mir 100 Karolin für dieses halbe Jahr. Auch Dieses sagen Sie Niemand. Niemand darf jetzt wissen, daß ich Geld habe. Auf der einen Seite habe ich viele Schulden, auf der andern Seite will ich dieses Jahr Etwas thun, wozu ich viel Geld so nöthig habe, daß ich es vom Himmel herabstehlen müßte, wenn ich es nicht hätte. Ich handle, wie Sie sehen, sehr bedachtsam, und meine Unbe-

*) Vgl. den Brief Nr. 11 auf S. 32 dieses Bandes.

sonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der „Reisebilder“ ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zerreißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen. — Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren; es sind mir Dinge von der äußersten Bitterkeit dort passiert, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen, ohne den Umstand: daß nur ich sie weiß. — Ich bin in diesem Augenblick zwar noch immer kopffrank, aber sehr ruhig. Sagen Sie Frau von Barnhagen: daß ich endlich ein ruhiges Zimmer gefunden. Im ersten Heft der diesjährigen „Annalen“ sind ein paar Zeilen, wobei ich sehr lebhaft an unsre liebe Freundin dachte.

Spät erfuhr ich, daß der Bewußte Ihren Auftrag an den Konsistorialrath Niethammer nicht ausgeführt; daß ich zu ihm ginge, war nicht thunlich, da ich mir streng vorgenommen, hier Niemanden zu besuchen; Dieses habe ich auch bis jetzt streng gehalten und auch noch keinen von den großen Tag- und Nachtlichtern gesehen. Daher kann ich Ihnen auch Nichts über Schelling und Görres sagen. Letzterer wird täglich katholischer und wird gewiß Kardinal; Madame Görres strickt schon violette Strümpfe.

Wit von Döring, der Berüchtigte, ist hier: Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird.

Ich hab' ihn persönlich sehr gern und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionäre durch Mißtrauen von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist, zweitens daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Übrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wenn ich wollte. — Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt

München, den 1. April 1828.

Lieber Barmhagen!

Schon vor 6 Wochen wollte ich Ihnen schreiben, und wurde in Mitten des Briefes unterbrochen; zur Beglaubigung schicke ich Ihnen das Fragment selbst. Vielleicht ist noch Einiges drin, was als Notiz auch noch heute gelten kann. Die Ursache des plötzlichen Unterbrechens war der famöse Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen.

Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ —, er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deshalb weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen.

In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorthail, zu Schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens Nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell, und jetzt noch in Paris, hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen.

Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe in diesem Leben zu begehen. Ich denke, die nächste wird in der Gestalt einer Recension erscheinen. Pst! Pst!

Mein Zustand ist noch immer derselbe, und ich mache mich bereit, nach Italien zu reisen. Es sieht hier schlecht aus; leichtes kümmerliches Leben. Kleingeisterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erscheinungen, z. B. eine Michel Beer'sche

oder Schenk'sche Tragödie, so wäre dieses triviale schlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide so sehr an diesem Klima, daß ich nichts Gescheutes schreiben kann, und will bald packen. Meine Adresse ist und wird auch vor der Hand noch immer sein: „H. Heine Dr. Jur., abzugeben in der Liter. Artist. Anstalt der F. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.“

Ich denke Ihnen bald minder saure Briefe zu schreiben — ich glaube nämlich, man kann diesen Zeilen mein grämliches, Gesicht ansehen. — Indessen meine Verhältnisse sind hier sehr heiter und liebenswerth. Ich lebe als grand Seigneur, und die 5½ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch merken, daß sie mich hochschätzen. Wunderschöne Weiberverhältnisse — indessen, diese befördern weder meine Gesundheit noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen als ihre Bilder.

Da ich nicht weiß, wie bald ich nach Italien reise, so wünsche ich, lieber Varnhagen, daß Sie mir die 800 Thlr. herschicken. Aber wie? Das ist die Aufgabe. Ich glaube, ich verliere am wenigsten, wenn Sie mir für den Betrag in Berlin einen Zwei-Monatwechsel auf Frankfurt a. M. kaufen wollten. Indessen, es wäre mir lieber, wenn Sie einen Wechsel

auf Augsburg bekommen könnten. Indessen, wenn man Ihnen sagt, daß ich dabei sehr verlieren würde, so schicken Sie mir doch nur einen Frankfurter Wechsel.

Entschuldigen Sie, lieber Barmhagen, die Mühe, die ich Ihnen verursache. Wenn ich Ihnen danken sollte, so wüßte ich überhaupt nicht, wo anzufangen. Sie waren auch so gütig, mein armes „Buch der Lieder“ so wunderschön zu recensiren. Ich mache mir nicht Viel mehr aus Recensionen (weil ich mir aus dem Leben selbst nicht Viel mehr mache), aber wenn ich im „Gesellschafter“ Ihre kleine, liebe Schrift sehe (Gubitz hat die rechten Typen dazu), so wird mein Gemüth immer wohlthätig erwärmt, und Ihr schönes Wort spricht gewiß nicht ganz erfolglos zu meinem Herzen.

Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, Das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnjucht nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten? —

Börne, wie ich höre, ist ja jetzt bei euch. Er hat mich sehr lieb. Er ist viel besser als ich, viel

größer — aber nicht so großartig. Seine Taubheit wird gewiß Frau von Barnhagen sehr genieren. Das ist ein schlimmer Mißstand. Wie befindet sich Frau von Barnhagen? wie befindet sich ihr liebes, witziges Herz?

Ich will schließen. Eine unendliche Betrübniß überfällt mich. Eine dumme Trauer zieht durch meine Seele, und ich weiß kaum, was ich schreibe. Die Engländer haben mich angesteckt mit ihrem Spleen, und ich bin gründlich verdrießlich.

Diese Tage wird Cotta hierherkommen, und hätte ich nicht, die „Annalen“ betreffend, Allerlei mit ihm zu sprechen, so würde ich jetzt einen Abstecher nach Nürnberg machen, wohin von hier aus, zum Albrecht Dürer-Fest, viel Enthusiastenvolk hinströmt.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und sein Sie überzeugt, daß ich immer Sie ebenfalls liebe — so stark es meine müde Seele nur kann.

Ihr Freund

H. Heine.

24. An Friedrich Merkel.

München, den 11. April 1828.

Lieber Merkel!

Schneide obige Zeilen ab, und gieb sie an Campe nebst dem einliegenden Brief. Empörend! — Wie sehr ich herunter bin, an Leib und Seele, magst du erkennen, wenn du nächstens im „Morgenblatte“ einen langen Münchener Korrespondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michael Beer für ein Genie zu erklären.*) — Dafs ich ohne meine Schuld durch Campe im „Wandsbecker Boten“ blamiert worden, siehst du. Sind keine Briefe für mich gekommen? Ich hoffe, diesen Frühling von meinem Unmuth zu genesen. Ich werde auferstehen. —

Dein Freund

H. Heine.

*) Aus München, den 5. April 1828, schickte Heine dem Baron F. F. v. Cotta eine Beurtheilung des Michael Beer'schen „Struensee“ für das „Morgenblatt“ ein (Werke, Bd. XIII), „der hier allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung ist, und Sie wissen selbst, wenn die Kritik über ein neues Stück nicht gleich abgedruckt wird, während man noch davon spricht, wird dergleichen Geschreibsel völlig werthlos.“ Heine wünschte, daß der Artikel weder mit seinem Namen, noch mit irgend einer Chiffer unterzeichnet werde.

25. An Friedrich Merkel.

München, den 14. April 1828.

Mit tiefem Unwillen, lieber Merkel, las ich diese Tage im „Morgenblatte“ eine Korrespondenz aus Hamburg, worin die Peche schändlich malträtirt wird. Das Lebrun'sche Wort „Anfängerin“ habe ich wieder erkannt. Schick mir doch eine Korrespondenz aus Hamburg, die ich im „Morgenblatt“ abdrucken lassen kann. Recht bald. Aber Verschwiegenheit. — Die Art, wie ich die Peche im Artikel über Beer's „Struensee“ genannt, wird dir aufgefallen sein. *) Verzeih mir jenen Artikel — ich mußte ihn schreiben. — Du weißt nicht, welch ein geplagter Mensch ich bin. — Meinen letzten Brief an Campe betreffend wirst du mir unbedingt Recht gegeben haben. Campe ist Schuld, daß ich des Lebensunterhalts wegen Beer'sche Recensionen schreiben muß. — Wie schön handelt dagegen Cotta! Glaub mir, Dieser ist ein nobler Mensch. Er läßt den Schriftsteller leben und will nicht auf dessen Kosten typographig glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder besser gesagt für die Dichter selbst, so muß ich mich vor mir selber schämen. Und obendrein bin ich krank. — Leb wohl,

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Brief Nr. 18 auf S. 52 dieses Bandes.

beklage dich nicht über meine Griesgrämigkeit, diese bin ich selbst. Dafs ich durch Campe in der Teufelzeitung ohne mein Zuthun — denn ich hatte ihm kein Wort drüber geschrieben — blamiert wurde, siehst du. Leb wohl, grüß Zimmermann.

Dein Freund

H. Heine.

Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Packet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Desßhalb schreibe mir um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?

26. An ??

München, den 19. April 1828.

Entschuldigen Sie, Lieber, wenn ich erst heute Ihren vielwerthen Brief mit einigen Zeilen erwidere. Erst jetzt meldet sich hier in München ein besseres Wetter und in mir eine bessere Gesundheit; — ich wollte Ihnen nicht bei schlechtem Wetter und kranker Stimmung schreiben. — Ich danke Ihnen

für Ihre freundlichen Gesinnungen; ich glaube nicht, daß ich sie in so vollem Maße verdiene.

Über die Zeit, woran Sie mich in Ihrem Briefe erinnern, habe ich nicht ohne Wehmuth lachen können. Die Prahlerei der eignen Jugend, wie ergötzlich klingt sie uns in späterer Zeit! Aber wie traurig ist's, daß wir in späterer Zeit nicht mehr prahlen können! Jetzt wissen wir, was an uns ist; damals ahneten wir alle möglichen Kräfte und wußten nicht, daß sich nur wenige in uns entwickeln würden. — Ich muß mich sehr geändert haben; jetzt disputiere ich nicht, wenn ich Unsinn höre. Ich bin ein stiller Mann geworden; ein todter Merkurio. — Leben Sie wohl. Ich denke, es wird sich mal treffen, daß ich auch Ihre persönliche Bekanntschaft mache.

In freundlicher Ergebenheit

H. Heine.

27. An Varnhagen von Ense.

München, den 6. Juni 1828.

Lieber Varnhagen!

Obgleich mir das Brieffschreiben in diesem Augenblick schrecklich sauer wird, so muß ich mich doch dazu entschließen, und zwar um pflichtschuldigst

Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihren letzten Brief nebst dem darin enthaltenen Wechsel auf Frankfurt richtig erhalten. Ich danke Ihnen für die Mühe, die ich Ihnen verursacht. Der Brief an Fr. Baader ist gleich befördert worden. — Die Nachricht Ihrer Unpäßlichkeit macht mir Kummer — aber ich denke, das schöne Wetter wird Sie bereits kuriert haben. Mit meiner Gesundheit geht es passabel. Ich bleibe noch 8 Tage hier, dann reise ich auf 3 Wochen ins Gebirg, komme dann wieder auf ein paar Tage hierher, und folglich bin ich noch nicht aus dem Bereich Ihrer Briefe, wenn Sie mir binnen der nächsten 4 Wochen sagen wollen, wie es Ihnen jetzt geht. Überhaupt bleibt meine Cotta'sche Adresse ganz sicher, wenn ich auch weiter reise. — Werde ich wirklich nach Italien reisen?

Wie soll ich Frau von Barnhagen für ihren lieben, hübschen Brief danken! Ich hab' ihn ganz durchgeföhlt. Sie hat ganz Recht in Dem, was sie über Napoleon sagt. Er hätte nie sich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Brust des Mannes — wie der Magnetberg alles Eisen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Barnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Banskow zu erobern,

viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann schon jetzt nicht mehr so gut schlafen wie sonst, seit ich weiß, daß ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun stehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und wer steht mir dafür, daß nicht mal so eine gemalte Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib sympathetisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?

Und doch hat Frau von Barnhagen Recht — in meiner Recension *The life of Napoleon* hört man die Einflüsterung bonapartistischer Freunde. Nun, ich will mich bessern, ich habe mich schon gebessert, und in einer Recension der Menzel'schen Literatur habe ich so freimüthig über Goethe gesprochen, als wenn ich keinen einzigen Goethianer unter meinen Freunden zählte. Ganz freimüthig? Nein! In 8 Tagen bekommt ihr diesen Aufsatz — laßt Gnade vor Recht ergehen — setzt mich nicht ab.

H. Heine.

28. An Johann Friedrich von Cotta.

Herr Baron!

Nach Dem, was ich Ihnen gestern mitgetheilt, begreifen Sie leicht, dass mir Viel daran gelegen ist, die beifommenden drei Bücher*) so bald als möglich in des Königs Hände zu befördern. Bitte, vergessen Sie nicht, sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch sehr zu gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser, und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig belästige; aber mein Hierbleiben hängt so sehr davon ab, und ich bin ja ganz

Ihr gehorsamst ergebener

H. Heine.

*) Es waren die „Tragödien“ und die ersten zwei Bände der „Reisebilder“, durch welche Heine den König Ludwig für sich und seinen Wunsch, eine Professur an der Münchener Universität zu erlangen, zu interessiren hoffte.

29. An Eduard von Schenk. *)

Setzt erst schreib' ich — denn jetzt erst komme ich einige Momente zur Besinnung und vermag mit Sicherheit Ihnen den Ort zu bestimmen, wo mich Ihr Brief treffen kann, (worin Sie mir die längst erwartete freudige Nachricht**) mittheilen können). Schreiben Sie an Dr. H. H. poste restante in Florenz; in zwei bis drei Wochen wandle ich auf dem Boden, wo Dante, Macchiavell, Leonardo da Vinci, Michel Angelo gewandelt. Dort lese ich Ihre Zeilen. Ich weiß, sie stecken bis am Hals in Geschäften, deßhalb sage ich: Zeilen. Im Grunde ist es auch nicht nöthig, daß Leute unserer Art sich einander Viel schreiben. Unsere Bücher sind große Briefe, die doch zumeist an die Leute unserer Art gerichtet sind.

Was ich über Italien denke, werden Sie daher spät oder früh gedruckt lesen. Der Mangel an Kenntniss der italiänischen Sprache quält mich sehr. Ich versteh' die Leute nicht und kann nicht mit ihnen

*) Ohne Datum, aber nach einer Notiz auf der Rückseite des Brouillons wahrscheinlich aus Livorno den 27. August 1828.

***) Der Ernennung zum Professor in München.

sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenthurm, so ein verwittertes gothisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Balläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opersprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht und statt Dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache.

Indessen, es gibt eine Sprache, womit man

von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.

Quand on parle du loup, il est derrière nous. Eben kommt meine schöne Wäscherin, und ich muß aufhören mit meinem eignen Gewäsche. Adieu, Dichter des „Belisar's"! Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe, und je mehr ich an Sie denke, desto mehr muß ich Sie lieben.

30. An Moses Moser.

Bagni di Lucca, den 6. September 1828.

Lieber Moser!

Diesen Brief erhältst du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit schönen Frauen schwatze, die Apenninen erklettere und tausenderlei Thorheiten

begehe. Ich hätte dir Viel zu schreiben, aber ich sehe eben mit Entsetzen, daß das Papier fließt. — Ich werde noch 14 Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig — und dort in Venedig erhalte ich Brief von dir poste restante. — Ich denke viel an dich, und finde es Unrecht, daß du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köstliches Leben geführt, und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der besten Porträtmaler abkonterfeien lassen *), und da ich rasch abreiste, gab ich ihm deine Adresse und die Ordre, das Bild an dich nach Berlin zu schicken. Wahrscheinlich hast du es jetzt schon erhalten. Es ist für meine Eltern in Hamburg bestimmt, und ich ließ es über Berlin reisen, damit du und die Freunde dort es sehen können. Ich bitte dich daher, besagtes Bild, wenn du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu schicken und ihnen sagen

*) Dies von Reichmann gemalte Ölbild, welches im Besitze der Schwester Heine's, der Frau Charlotte Embden, war, ging beim Hamburger Brande im Mai 1842 zu Grunde. Ein anderes, von Ludwig Gassen in den letzten Tagen von Heine's Münchener Aufenthalte gemaltes Ölporträt des Dichters befindet sich gegenwärtig im Besitze Adolf Strodtmann's zu Steglitz bei Berlin.

zu lassen oder zu sagen, daß ich ihnen bald schreibe und daß sie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren sollen.

Sage mir, lieber Moser, was dir das Porto gekostet, und, was mir noch wichtiger ist, sag mir, ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind?*) Ich bin dir dann das Geld schuldig, und schicke es dir von München aus. Ich brauche jetzt so rasend viel Geld — es kostet mir hier täglich $1\frac{1}{2}$ Napoleon-D'or, — daß es eine Schande wäre, meinen besten Freunden Etwas schuldig zu bleiben. Ich weiß sehr gut, du lächelst, — aber ich habe jetzt den Grundsatz, nur solchen Leuten Etwas schuldig zu sein, an die ich selten denke. — Das Papier fließt ganz entsetzlich. — Ich will dir nächstens, noch ehe ich Italien verlasse, wieder schreiben. Bis dahin leb wohl und grüß mir Hans, Junz, sowie auch Lehmann und Lessmann. — Hast du in den „Politischen Annalen“ meine Recension über Menzel's Werk gelesen?**) Ich spreche da von Goethe. — Cotta quält mich, anstatt der „Politischen Annalen“ ein

*) Vgl. den Brief Nr. 13 auf S. 37 dieses Bandes.

**) Die oben erwähnte Kritik Heine's über Wolfgang Menzel's „Deutsche Literatur“ ist in Bd. XIII der sämtlichen Werke, S. 267 ff., abgedruckt.

neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich habe keine Freunde, auf deren literarische Unterstützung ich mich verlassen könnte. Ich stehe allein. — Vor der Hand aber will ich mich noch etwas in Italien herum amüsieren. Ich lebe viel und schreibe wenig. Ich lese die schönsten Gedichte, sogar Heldengedichte. — In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sogar sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage, und ging, wie gewöhnlich, des Nachts am Meere spazieren. — Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reisebilder“ herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so sehr gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Noblesse lebe, und die lebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Hass gegen Alerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muß der Mensch einseitig sein. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiß nicht,
Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

H. Heine.

31. An Salomon Heine.

Lucca, den 15. September 1828.

Diesen Brief erhalten Sie aus den Bädern von Lucca auf den Apenninen, wo ich seit vierzehn Tagen bade. Die Natur ist hier schön und die Menschen liebenswürdig. In der hohen Bergluft, die man hier einathmet, vergißt man seine kleinen Sorgen und Schmerzen und die Seele erweitert sich.

Ich habe diese Tage so lebhaft an Sie gedacht, ich habe so oft mich danach gesehnt, Ihnen die Hand zu küssen, daß es wohl natürlich ist, wenn ich Ihnen schreibe. Wollt' ich's aufschieben, bis ich wieder herabkomme und Bitterkeit und Kummer wieder in meine Brust einziehen, so würde ich auch kummervoll Bitteres schreiben. Das soll aber nicht geschehen, ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf

Geld reducirern lassen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Brod ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daß meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu sein brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heine's Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl, Dinkel, daß Das eben so Viel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat?

Doch genug, die Sonne scheint heute so schön, und wenn ich zum Fenster hinausblicke, so sehe ich Nichts wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will

Ihnen gestehen, dass diese doch noch schöner ist, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien gesehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Familie, Hermann, Karl und die niedliche Theresje. Bedingterweise habe ich mich über ihre Vermählung gefreut. Nächst mir selber hätte ich sie Keinem lieber gegönnt, wie dem Dr. Halle. Tilly*) ist jetzt so gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Dass wir die süßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, ist Sammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssige Gesicht an der Wand.

Moritz Oppenheimer**) zu grüßen. Ich liebe ihn zwar nicht, obgleich ich als Christ sogar meine Feinde lieben sollte; aber ich bin erst ein junger Anfänger in der christlichen Liebe. Moritz Oppenheimer ist aber schon ein alter Christ, und sollte mich

*) Mathilde Heine, die Tochter Meyer Heine's, eines jüngeren Bruders von Salomon Heine, war am 6. April 1828 im noch nicht vollendeten zwanzigsten Jahre gestorben.

**) Ein Schwiegersohn Salomon Heine's, mit dessen ältester Tochter Friederike vermählt.

lieben, und mich nicht aus der Achtung der Menschen herauszulächeln suchen*).

Grüßen Sie mir Onkel Henry recht herzlich.
Und nun leben Sie wohl! Es ist gut, daß

*) Statt des obigen Absatzes fand sich im Brouillon dieses Briefes ursprünglich folgende ausführlichere Stelle:

„Ich fühle tiefer, wie andre Menschen; Das habe ich Ihnen mal aus Göttingen geschrieben, und Sie haben darüber gescherzt. Unterdessen ist manches schöne Herz in Deutschland auf den Gedanken gekommen, daß es wohl der Fall sein mag. Ich hätte Ihnen jetzt wieder über Das, was ich in der Welt noch thun werde, Dinge zu erzählen, die Ihren Scherz hervorrufen könnten, ich will deshalb warten, bis die öffentliche Meinung Ihnen Dasselbe sagt. — Madame Heine zu grüßen, so kalt als möglich, denn ich weiß: sie fühlt auch für mich keine allzu große Hitze. Ich habe zuletzt in Hamburg eine einzige Silbe aus ihrem Munde gehört, die mir verrieth, woher der Wind pfiff. Ich bin zu groß, um Etwas verschweigen zu müssen, und gestehe daher ehrlich: ich glaube, der Wind pfiff aus Moritz Oppenheimer's Nase. Seitdem hasse ich diese Nase, obgleich ich als Christ alle Nasen lieben sollte, sogar die, welche Böses von mir schniffeln. Aber ich bin in der christlichen Liebe erst ein junger Anfänger, und es wird noch lange dauern, bis ich Moritz Oppenheimer's Nase lieben kann. Er aber als alter Christ sollte mich mehr lieben.

„Es ist freilich kleinlich, daß ich über kleine Leute klage, um so mehr, da ich eine Peitsche habe, die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe hinabreicht; sind es aber Leute, denen ich wegen Riefchen Heine Nichts thue, so muß ich mich durch Klagen erleichtern.“

ich Ihnen nicht sagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie sind um so eher überzeugt, daß dieser Brief Sie in keiner Hinsicht belästigen soll. Er ist bloß ein Seufzer. Es ist mir leid, daß ich diesen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld kosten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, guter, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!

32. An Eduard von Schenk.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

Lieber Schenk!

Diesen Morgen um 7 Uhr bin ich hier angelangt, und mein Erstes war, nach der Post zu eilen — und da finde ich keinen Brief von meinem lieben Schenk. Zum Glück ist die Post hier auf dem Markt, und der Markt von Florenz ist der herrlichste und interessanteste Anblick, den nur ein Mensch finden kann. Die Alterthümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die Großartigkeit, dabei dennoch überall der Hauch alt-florentinischer Grazie, überall Blüthe des Medicäerthums, und gar oben im Palast Uffizi die griechischen

Götterwohnungen! Ich will Ihnen freimüthig gestehen, im Boudoir der medicaischen Venus vergaß ich Schenk und seinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte zusammengeflickte Göttin der Liebe, die mich so gewaltig erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italiänerin, die gar andächtig an sie hinauffah — ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet.

Ach, Schenk! die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt“ abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewußt habe. Ich muß bei diesem Wort laut auf-lachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Sa, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch sein Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst

zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muß Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient, Sie gehören zu den Wenigen, die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden.

Und nun weiß ich, in eben diesem Moment macht Schenk ein verdrießliches Gesicht, und zwar über sich selbst. — Nein, sein Sie außer Sorge, ich habe freundschaftliche Phantasie genug, um hundert Ursachen zu erdenken, weshalb ich keinen Brief von Ihnen vorfand. Und vielleicht trage ich selbst die Schuld, Sie haben vielleicht zu der Zeit, wo ich Ihnen schrieb, daß ich hier sein würde, mir die Ausfertigung des königlichen Dekrets nicht anzeigen können, und glaubten, ich würde jetzt nicht mehr in Florenz sein. Die Erwartung Ihres Briefes hat mich nun freilich bestimmt, einige Zeit hier zu bleiben, nämlich bis ich Brief von Ihnen habe. Dies ist kein Unglück, Florenz wird mir unterdessen genug Unterhaltung geben. Lieber Schenk, ich weiß, eben so wenig, wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie

sich Herr von Savigny ausdrückt, so lange ich nicht die Ausfertigung des Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist. Ich habe z. B. bis jetzt noch nicht an Cotta geschrieben; erst wenn ich Ihren Brief erhalte, schreib' ich ihm meinen Entschluß, eine neue Zeitschrift unter meinem Namen statt der „Annalen“ Januar vom Stapel laufen zu lassen, alsdann muß ich auch Januar wieder in München sein u. s. w. Sie sehen, es ist nicht bloß meine kindische Eitelkeit, sondern auch die Nothwendigkeit, weshalb ich Sie um schleunige Antwort dränge. Schreiben Sie mir poste restante in Florenz. Ich weiß, Sie haben genug zu thun, deßhalb verlange ich nur wenige Zeilen. Ihre Tragödien müssen jetzt gewiß schon aus der Presse sein, und da ich sie von Ihnen selbst haben will und an die kleinflatschende Buchhandlung nicht deßhalb schreiben möchte, müssen Sie mir das Buch per fahrender Post hierher schicken, ebenfalls poste restante. — Und ich würde noch mehr schreiben, wenn ich nicht von der Nachtreise und von den neuen Eindrücken der Stadt Florenz allzu erschöpft wäre.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut
Ihrem ganz ergebenen

H. Heine.

33. An Feodor Iwanowitsch Tutschew.*)

Lieber Tutschef!

Diesen Morgen bin ich in Florenz angelangt. Ich habe schon die Götter und Göttinnen im Palast Uffizi gesehen, ich habe schon die Bekanntschaft einiger Gottheiten gemacht, die eben so schön und nicht so kalt wie Diese sind, ich schrieb eben einen langen Brief an Herrn Schenk — Sie begreifen wohl, dass ich ein Recht habe, müde zu sein.

Trotzdem muss ich Ihnen schreiben, vielleicht können Sie mir nützen — Sie werden mir ja gewiss baldmöglichst antworten! Hören Sie.

Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, dass

*) Geboren 1803 zu Moskau, wurde schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre der russischen Gesandtschaft in München als Attaché beigegeben, und vermählte sich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterson, gebornen Gräfin Bothmer. Eine Übersetzung seiner „Lyrischen Gedichte“ von Heinrich Noé ist 1861 (München, C. A. Fleischmann's Buchhandlung) erschienen. — Das Original dieses Briefes ist in französischer Sprache abgefasst.

ich ihm, so bald ich in Italien angelangt sei, meine Adresse mittheilen solle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntniss gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen angelangt, eile ich zur Post, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, dass ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens sein, aber da er Poet ist, vermuthete ich, dass es die Trägheit, jene Geistessträgheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen. Auch für Sie gilt diese Bemerkung — was mich betrifft, so sein Sie überzeugt, dass ich weder an Schenk, noch an Sie schriebe, wenn ich nicht möglichst rasch die Nachrichten erhalten müsste, die mich bestimmen werden, entweder in Italien zu bleiben oder nach München zurückzukehren, was ich sofort nach Empfang meines Ernennungsdekrets thun werde. Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben, und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind, — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine

Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht sein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne dass Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne dass er sich der Pflicht entbunden glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, dass die Nachwelt ihn mit Rücksicht hierauf beurtheilen wird — aber er ist bei Alledem ein Staatsmann.

Schreiben Sie mir also, lieber Tutschef, baldmöglichst *poste restante* nach Florenz; ich werde hier bleiben, bis ich Ihre und Schenk's Antwort erhalten habe. Meine Empfehlung an Madame Tutschef; sie ist eine treffliche Frau. Ich liebe sie sehr — und damit genug! Wäre ich nicht so ermüdet, wie es der Fall ist, so fände ich wohl eine minder triviale Phrase. Grüßen Sie Herrn Lindner von mir, wenn Sie ihn sehen; sagen Sie ihm, dass ich ihm bald schreibe. Grüßen Sie Ihre allerliebste Schwester, Ihre Tante, und auch, wenn Sie wollen, die Frau *déchargeuse d'affaires* Amalie von Krüdener. Ich denke an sie, weil ich eben Frau von

Medicis, vormals Frau von Vulkan, geborne Jupiter,
gesehen. Ich bin

Ihr Freund

H. Heine.

Noch ein Wort. Sagen Sie ja dem ersten
Kommiss in der artistisch=literarischen Anstalt der
Cotta'schen Buchhandlung zu München (seine Name
ist Wittmeyer), dass ich ihn bitten lasse, falls er
Briefe für mich erhalten, dieselben mir poste re-
stante nach Florenz zu schicken.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

34. An Johann Friedrich von Cotta.

Florenz, den 11. November 1828.

Herr Baron!

Ich hoffe, dieser Brief findet Sie ohne
Schnupfen, Husten und ähnliche Freuden, die jetzt
in dem Lande, wo die Citronen blühen, ebenfalls
ganz besonders gedeihen und noch wohlfeiler zu
haben sind. Ich armer Schelm bin jetzt in der
Blüthe eines Ratharrs, der es nicht rathsam macht,
jetzt über die Alpen zu gehen. Ich muss wohl hier

überwintern und Ihnen schreiben, statt Ihnen persönlich aufzuwarten.

Damit Sie aber nicht glauben, ich sei in eine Tänzerin verliebt und bliebe deshalb hier und wär' recht börnisch faul, so habe ich den Anfang meines italienischen Tagebuchs ausgearbeitet, d. h. die starken Worte und Kapitel ausgemerzt, so dass das beizukommende Manuscript*) im „Morgenblatte“ (und zwar recht bald) abgedruckt werden kann.

Ich habe seitdem in den Bädern von Lucca sehr angenehme Tage verlebt, so wie auch in Livorno. Hier bin ich seit sechs Wochen, warte auf Briefe und studiere schöne Künste, wozu auch das Ballett gehört. Ich mache Sie aber nochmals darauf aufmerksam, dass ich in keine Tänzerin verliebt bin, obgleich sich eine solche Liebe sehr gut mit Schnupfen und Husten verträgt und ein eben so großes Unglück ist. Im Gegentheil, ich bin fleißig, schreibe sogar ein Buch, lese Malthus und Bentham, und habe eine neue Strafrechtstheorie aus meinem eignen Kopfe herausgedacht, die Ihnen gefallen wird.

Was die Fortsetzung der „Annalen“ betrifft,

*) Auszüge aus der „Reise von München nach Genua,“ abgedruckt im „Morgenblatt,“ Nr. 288—298, vom 1. bis 12. December 1828.

so weiß ich nicht, was ich Ihnen Bestimmtes drüber sagen soll. Wenn Sie den Wunsch hegen, sie nicht fallen zu lassen, so habe ich mir gedacht, es sei gut, den Titel einigermaßen beizubehalten und nur bequemer zu machen. „Neue Annalen; eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde,“ Dies wär' ein Titel, der dem Redakteur die größte Freiheit ließe, ein Titel, der ihm auch gestattet, das belletristische Publikum ins Interesse zu ziehen und diejenigen Materialien, die das „Ausland“ nicht brauchen kann, vollauf zu benutzen. Was die Redaktion betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß weder meine politischen Kenntnisse oder vielmehr meine Kenntnisse von der Tagespolitik, noch meine Schreibart mich zum Redakteur eines solchen Journals geeignet machen. Sollten Sie aber dennoch, Herr Baron, ganz besonders wünschen, meinen Namen als Redakteur auf den Titel der „Annalen“ zu setzen, so will ich Ihnen darüber meine Gedanken, so weit ich sie selbst kenne, offen mittheilen.

1) Werden immer Ihre Wünsche, wenn ich sie, wie hier der Fall ist, erfüllen kann, mir mehr gelten, als Privatrücksichten, und wenn Sie drauf bestehen, so will ich gern meinen Namen als Redakteur geben, mit der billigen Bedingung, daß Sie alsdann auch für das Journal Etwas thun, d. h. ein

anständig Honorar aussetzen für Originalaufsätze, Bearbeitungen und Übersetzungen; ich dächte: für erstere 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louis für Übersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will auch mein sauer erworbenes Bischöflichen Namen nicht einbüßen durch ein schlechtdotiertes Journal.

2) Dr. Lindner hat in der letzten Zeit immer geseufzt, er wüßte von den „Annalen“ loszukommen u. s. w. War Dieses eine damalige Extrapolitik und haben sich jetzt seine Ansichten geändert, seitdem die Russen bei der Eroberung der Türkei einige Schwierigkeiten finden, so will ich gern noch mit ihm, nach wie vor, die „Annalen“ herausgeben, mit der einzigen Bedingung, daß er keine Noten macht. Würde er aber nicht redigieren, so hat er versprochen, dennoch Viel für die erneuten „Annalen“ zu schreiben, so daß die Lindner'sche Politik immer darin einen stehenden Artikel bilden würde.

3) Wenn Lindner aber nicht redigiert, so muß unser Freund Kolb sich des Ganzen annehmen, besonders bis Ende April, wo ich ganz bestimmt nach Deutschland zurückkehre. Es würde mir auch Vergnügen machen, seinen Namen neben dem meinigen als Mitredakteur auf dem Titel zu sehen. Mebold

und Hermes haben in diesem dritten Fall ihre Mitwirkung versprochen. Menzel würde, wenn Sie, Herr Baron, ihn noch besonders darum ansprechen, das Seinige beitragen; — und bei gutem Willen dieser Herren würde man monatlich ein gutes Annalenheft liefern können.

Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, daß auf mich in Hinsicht der Beiträge nicht viel zu rechnen ist, und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Betriebsamkeit — Kolb und wieder Kolb muß für Alles sorgen — Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei werth war.

Ich glaube mich bestimmt genug ausgesprochen zu haben, und im letzteren Falle können Sie an Kolb den Inhalt dieses Briefes mittheilen, und ich will noch besonders einige Zeilen an ihn schreiben.

Hoffentlich hat mich Lindner schon bei der Frau Baronin Cotta hinlänglich entschuldigt, warum ich ihren freundlichen Anforderungen für den „Damenalmanach“ nicht Folge geleistet. Ich habe direkt nicht schreiben wollen, gab lieber an Lindner den verdrießlichen Auftrag, und lief fort nach Italien. Ich hatte keine Muße, Poetisches zu schreiben, wenn

ich nicht die Badezeit versäumen wollte. Indessen, glaub' ich, hat Herr Köchy in Br[aus]schweig, den ich dazu aufforderte, eine Novelle für den Almanach eingeschickt, und ich habe eine ungewöhnlich gute Meinung von ihm. Hat ein Herr Detmold von Heidelberg aus Etwas für das „Morgenblatt“ geschickt, so bitte ich, es eines baldigen Abdrucks zu würdigen; er ist ein ausgezeichnete[r] Kopf. — Der Kunstbaron Rumohr hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß er das besprochene Romanfragment nicht ins „Morgenblatt“ schicken würde. Ich sehe ihn selten, er kann mich nicht ausstehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen. Zuletzt sah ich ihn im Foyer der medicaischen Venus, als er eben dem Kronprinzen von Preußen als Cicerone diente. Ich bin mit diesem Fürsten mehrmals solcher Art zusammengetroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu sprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daß ich mal unter seiner Regierung auf die Festung käme. Es ist seltsam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böse, welches sie einst thun können, und nicht an das Gute, welches sie wahrscheinlich thun werden. Der Mensch fürchtet immer mehr, als er hofft. Und so fürchte ich, dieser Brief wird zu lang, und ich schließe.

35. An Dr. Gustav Kolb.

Florenz, den 11. November 1828.

Lieber Kolb!

Ich habe heute dem Baron Cotta geschrieben: wenn Lindner darauf besteht, von den „Annalen“ zurückzutreten, so sei ich erbötig, für die Fortsetzung derselben als Redakteur genannt zu werden, und ich wünschte alsdann ganz außerordentlich, daß der Dr. Kolb sich als Mitredakteur nenne. Außerdem müsse sich mein Freund Dr. Kolb die ganze Last der Redaktion aufladen, wenigstens bis nächsten Mai, wo ich nach München zurückkehre.

Lieber Kolb, der Baron Cotta kann Ihnen selbst sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig' geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dünkte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die „Annalen“ nicht fallen; mein Name steht Ihnen

dabei zu Diensten, und auch für die Geldmittel ist in so gesorgt, da ich den Baron Cotta gebeten habe, für Originalaufsätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3 Louisd'or und für Übersetzungen, wie gewöhnlich, 1 Louisd'or auszusetzen. Für solch Honorar können Sie schon in jedem Monatsheft etwas Gutes liefern.

Hermes und Mebold haben ihre Mitwirkung zugesagt, Menzel wird gern ebenfalls Etwas geben, und Lindner liefert jeden Monat einen politischen Artikel. Ich werde freilich, wenigstens so lang ich in Italien bin, kaum ein Scherflein jeden Monat beitragen können. Wir sind aber durch die Materialien, die „Das Ausland“ hat und nicht brauchen kann, hinlänglich gedeckt. Ist Herr Lanteub noch in München, so grüßen Sie mir ihn, er ist ein fleißiger Arbeiter, und ich wünsche, daß er für die „Annalen“ so Viel als möglich liefere. Kurz, lieber Kolb, thun Sie das Ihrige, unterziehen Sie sich der Redaktion, ich bin mit jeder Bedingung, die Sie etwa machen möchten, im Voraus einverstanden. Ich wiederhole Ihnen: nur im Fall es der Baron Cotta besonders wünscht und es besonders zweckdienlich erachtet, mag mein Name als Redakteur genannt werden; ich wiederhole nochmals, daß ich alsdann sehr wünschte, den Ihnen neben dem meinigen zu sehn, und endlich

mache ich Ihnen auch den Vorschlag, gar keinen einzelnen Redakteurnamen, sondern die Namen der Mitarbeiter in französischer Journalweise auf den Titel zu setzen; auch hiermit wäre ich ganz zufrieden. Nach meiner Ansicht mag folgender Titel gewählt werden: „Neue Annalen; eine Monatschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde,“ und als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.“

Sie dürfen auch auf keinen Fall unterlassen, lieber Kolb, am Ende des Heftes in einer Note zu bemerken, daß man während meiner Abwesenheit alle Beiträge an Sie adressieren soll.

H. Heine.

36. An Friederike Robert.

[Berlin,] Friedrichstraße, den ? März 1829.

Madame!

Ich bin heute jenseits des Jordans zu Tische geladen und muß mir das Vergnügen versagen, den langen Weg nach dem Ende der Leipziger Straße hinaufzulaufen, und von Ihnen, denselben Weg retour, nach dem Concerte mitgenommen zu werden.

Aus Furcht vor Mißdeutung begehe ich die zarte Aufmerksamkeit, Ihnen mein Nichterscheinen zu erklären.

Gestern Abend 11 Uhr las ich nochmals Ihre hübschen Verse, und mein Herz machte dazu die Passionsmusik. Heute Morgen aber ist mein Herz mausetodt, und ich selbst bin nur der wandelnde Fleischsarg meines Herzens.

Ich bin einer der unglücklichsten Monarchen, die jemals gelebt haben. Nur der König Nebukadnezar war unglücklicher als ich, da er assyrisches Gras fressen mußte, welches schwerlich so gut zubereitet war, wie der borussische Kuchen unserer Olla. Maafß. Aber wie lange wird's dauern, und auch ich muß ins Gras beißen? Bis dahin

Votre

H. Heine.

37. An Dr. Leopold Zunz.

Berlin, den 22. März 1829.

Lieber Zunz!

Ich habe gestern mit dem Baron Cotta über das von Ihnen zu schreibende Werk*) ziemlich wirk-

*) Zunz beabsichtigte damals, eine „Einleitung in die Wissenschaft des Judenthums“ herauszugeben.

sam gesprochen und ihn demgemäÙ nicht abgeneigt gefunden, den Verlag desselben zu unternehmen. Nach dieser Eröffnung können Sie jetzt selbst am besten mit ihm darüber verhandeln. Er wohnt Hôtel de Brandebourg, und ist am besten des Morgens bis elf Uhr zu sprechen. Ich habe ihm gesagt, daß Sie bereit wären, die äußere Form des Buches den Absatzbedürfnissen gemäÙ einzurichten, und daß Ihr Werk zu gleicher Zeit als theologisches Fakultätsbuch den Theologen nöthig sein wird, und zugleich als wichtige literarische Erscheinung auch den Nicht-Theologen und dem gesammten gebildeten Publikum interessant erscheinen muß, dergestalt, daß auf Leser und Käufer von beiden Klassen zu rechnen ist.

Sie werden mich zu jeder Zeit bereit finden, in dieser Angelegenheit Ihr Interesse zu vermitteln, indem Keiner mehr als ich das Geschriebenwerden Ihres Werkes, der beförderten Wissenschaft und meines eignen Vergnügens wegen, wünschen kann.

Mit Hochachtung

Ihr Freund

H. Heine.

38. An Rahel Varnhagen von Ense.

Berlin, den 1. April 1829.

Frau von Varnhagen!

„Wenn ich gar so großen Werth darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, so wollten Sie mich gar nicht haben“ — Dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinne nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute Morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwei Jahren von anderen Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem Diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie überhoch ich mich selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit eben so hochgeschätztem Federvolk, das so schnattern kann, wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müssen.

Sie werden mich für einen eiteln Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen äußeren Schein zum Opfer bringen kann.

— Ich verharre, in der Wahrheit meines Herzens,
Frau von Barnhagen!

Ihr Freund

H. Heine.

39. An Moses Moser.

Potsdam, den 22. April 1829.

Lieber Moser!

Diese Zeilen haben nur zum Zweck, dir meine Adresse mitzutheilen. Ich wohne nämlich seit vorigen Freitag hier bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

Ich befinde mich wohl und denke und arbeite — Ach Gott! wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten.

Ich sehe hier Nichts, als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen. Ich las gestern, wie auch in Paris ein Duzend Bühnendichter sich vereinigt, um einen Geniestreich zu machen*). Nämlich die Bittschrift an den König wegen der gefährlichen Romantik.

*) Aus Verdruss über Saphir's bissige Angriffe in dem von ihm herausgegebenen „Berliner Courier“ hatten 13 Ber-

Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modificiert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können.

Schicke mir meine Briefe, sobald deren für mich ankommen. Ich bitte dich, frage nach in meinem vorigen Logis, ob Nichts für mich da abgegeben worden. Leb wohl, wahrscheinlich seh' ich dich nächste Woche. —

Dein Freund

H. Heine.

Schick mir doch die Bibel, sprich Gans in Betreff der „Sahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, beweg ihn, mir den Thiers zu besorgen, und wenn du den Sterne bekommen, so schick ihn mir. Hat die Börsenhalle die ersten Jahrgänge des Globe? und könntest du sie für mich geliehen bekommen? Wie befindet sich Frau von Varnhagen?

liner Bühnendichter, darunter Fouqué, Förster, Gubitz, Häring, Cosmar, Diez u. A., sich zur Abfassung eines Büchleins, „Saphir in Berlin“, verbunden und dadurch eine witzige Gegenschrift Desselben, „Der getödtete und dennoch lebende Saphir,“ hervorgerufen, welche in acht Tagen 4 starke Auflagen erlebte. Indess veranlaßte diese Fehde ihn doch, Berlin den Rücken zu wenden und zunächst nach München überzusiedeln.

40. An Friederike Robert.

Potsdam, den 29. April 1829.

Ma chère Madame Robert —

Das Wetter ist so schlecht, ich habe diese Nacht so wenig geschlafen, oder besser gesagt so viel gewacht, mein Kopf ist davon so wüsth, fast so wüsth wie mein Herz, und ich will daher nicht persönlich meinen Glückwunsch nach Berlin bringen.

Ich wünsche Ihnen viel Glück, möge der liebe Gott (oder der Gott der Liebe) noch lange Ihre Schönheit erhalten, mögen Sie nie von Leuten geliebt werden, die Ihnen fatal sind, mögen Sie selbst niemals Diejenigen lieben, die Ihnen nicht ganz gefallen, und mögen Sie täglich Gelegenheit und Appetit haben, schönen Kuchen zu essen.

Schreiben Sie mir bald und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt. Ich bin halb

Ihr ganz ergebener

H. Heine.

41. An Friederike Robert.

Madame Robert (une des plus jolies femmes
qu'on puisse imaginer.)

Diese Zeilen sollen Ihnen nur sagen, daß ich morgen (Montag) nicht zur Stadt komme, und Sie daher kein Concertbillet für mich zu nehmen brauchen. Nebenbei meinen innigen Dank für Ihren lieben Brief, den ich 50mal gelesen. Daß Sie zu Ihrem Geburtstag einen Bivatfuchen bekommen, ist mir sehr lieb; auch ich hatte Ihnen einen zugedacht, und Sie sollen ihn nicht einbüßen, indem ich mir vorbehalten, ihn nachträglich zu überreichen und persönlich mitzuverzehren. Ich würde Ihnen Blumen oder Verse präsentieren, wenn nicht jene zu sentimental dumm und diese zu kostspielig wären, und ich halte Sie für eine vernünftige Frau, die selbst einsieht, daß Kuchen ein delikateres Präsent sind. Leben Sie wohl und grüßen mir Robert, Frau und Herrn von Barnhagen, und die „Familie“ da drüben.

Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen.

C'est tout comme chez nous! flüstert mein

Herz, mein Herz, das Sie und andre Leut', trotz
des schlechten Wetters, sehr liebt.

H. Heine.

[Potsdam,] Den 2. Mai (Sonntag) 1829.

42. An Friederike Robert.

Sehr schöne Freundin!

Ich dürste nach einem Tropfen Brief von
Ihnen. Sie haben ja Nichts zu thun, das Schreiben
wird Ihnen leicht, und im bewegten Berlin giebt's
alle Tage was Neues. Ich hingegen hab' Genug zu
thun, hab' auch Nichts zu schreiben (außer dass ich
Sie liebe), denn ich lebe hier wie Robinson auf seiner
Insel — mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die
Hausmägde sind meine Lamas u. s. w.

Robert soll Frau von Barnhagen sehr drängen,
Herrn von Barnhagen zu drängen, Das zu schreiben,
was ich wünsche. Sie aber müssen Robert drängen,
er soll an Barnhagen sagen: wenn er Bewusstes
nicht schreibt, so rebelliere ich wieder gegen Goethe
und schiffe mich gleich ein nach Amerika. Ich habe
jetzt Goethe in Händen — denn ich lese jetzt seinen
„Wilhelm Meister“. — Ich leide jetzt noch mehr als

früher, und Barnhagens, die mich Sonntag zum Essen festhielten, sind Schuld, dass ich die Stunde versäumte, wo ich Casper sprechen wollte.

Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann Das unterscheiden!

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt.

Ihre getreue Freundin

Potsdam,
den und den Datum 1829.

H. Heine.

43. An Friederike Robert.

Potsdam, Mai 1829.

Schöne, generose Friederike!

Wenn man seit 5 Uhr am Arbeitstisch gehockt und über einen Druckbogen geschrieben hat, darf man schon um Mittagzeit müd und dumm sein; um so mehr, wenn man franken Kopfes ist.

Ich darf aber doch nicht länger zaudern, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, für diesen wunderbaren Frühlingsbrief, der mich vor Entzücken ins Freie trieb — freilich, die alte Wehmuth kam auf ihren eisernen Krücken bald nachgehinkt. — Wir

Beiden sind doch die zwei besten Schriftstellerinnen Deutschlands! wir können die Herzen von Grund auf bewegen.

Da Sie meine Gedanken kennen, so errathen Sie leicht, was ich jetzt denke. Der Stolz bricht mir den Hals. — Kommen kann ich nicht, wenigstens noch nicht in den ersten Tagen, aus zwei Ursachen; die erste weiß ich selbst nicht, die zweite besteht aber darin, daß ich Suli mit all meinen Arbeiten fertig sein will — und dann geht's fort, weit, weit fort.

Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend im Neuen Garten gerieth ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Röhren des Admet.

Vorgestern war ich in Sanssouci, wo Alles glüht und blüht, aber wie! du heiliger Gott! Das ist Alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben. Ich spazierte umher und sang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!

Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das singt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor“. Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünschter

Prinz, bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte. Und ach! wer todt zu sein wünscht, Der ist es schon zur Hälfte. Mein großes humoristisches Werk habe ich wieder bei Seite gelegt, und mache mich jetzt aufs Neue an die italiänische Reise, die den 3ten Theil der Reisebilder füllen soll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich habe mir eine Liste gemacht von allen Denen, die mich zu kränken gesucht, damit ich, bei meiner jetzigen weichen Stimmung, Keinen vergesse. Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Übermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden, seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Käzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird.

Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so beengt — ach, ich möchte ein Käzchen sein! Grüßen Sie mir Mimi — — Auch Ihren Haus-

kater lasse ich herzlich grüßen; ebenfalls alle Nachbarschaftskazen. Auch Barnhagens. Leben Sie wohl, und behalten Sie lieb

Ihre kleine Freundin

H. Heine.

Potsdam, ohne Datum 1829.

44. An Moses Moser.

Potsdam, ich glaube den 30. Mai 1829.

Lieber Moser!

Wenn du mir nicht gleich vierzig Thaler schickst, so werde ich auf deine Kosten hier verhungern, du mußt sie also gleich auf die Briefpost geben. Am liebsten wär' es mir, wenn du mir sie morgen (Sonntag) selbst brächtest, denn ich glaube, daß ich wohl nicht so bald auf den Gedanken des Nachbarreisens gerathe. Ich befinde mich zu sehr in Mißstimmung und Arbeit. Ich habe die Bücher erhalten und danke dir für diese Güte, besonders für die Grammatik. — Wenn du Zeit mitbrächtest, wär's hübsch. Zu seinem Almanach werde ich ganz bestimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre als

die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann. — Jetzt habe ich die italiänische Reise zur Feder genommen, und sie soll den dritten Band der „Reisebilder“ füllen. Du wirst sehen, daß ich nicht im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen, freien Form weiter schreibe. Ich umarme dich.

Dein Freund

H. Heine.

45. An Moses Moser.

Potsdam, 5. Juni 1826.

Lieber Moser!

Schönen Dank für die Besorgung des Geldes. — Das Wetter ist wieder so schlecht, daß ich wohl auf die Hoffnung, dich morgen zu sehen, verzichten muß. — Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden, und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken. Jetzt geht's leidlich besser. — Ich denke an dich hier viel mehr, als es sonst dir wohl vergönnt sein möchte, in der treibenden Tageszerstreuung an mich zu denken. — Diese Tage hat

mich auch mein Verleger Campe hier besucht. — Ich kann Wenig schreiben. — Bitte dich, sag doch an Lehmann, daß er dir die drei Hefte der „Politischen Annalen“ geben soll; wenn ich zu dir nach Berlin komme, kann ich sie dann zu mir stecken. Außer französischen Memoiren, treib' ich jetzt wieder englische Geschichte. Ich bitte dich, laß das Sanskrit liegen und lerne Chinesisch und überseze mir einen chinesischen Roman; Das ist das Beste, was Einer thun und lesen kann. Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Kousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und Lo-tzong, ja in Orten, die meine Zunge nicht einmal aussprechen kann. Ich umarme dich; leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

46. An Heinrich Stieglitz.

Potsdam, den 20. Juni 1829.

In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, daß ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und daß ich Ihnen deshalb gar Nichts

zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Zeit wissen lassen.

Glauben Sie nur nicht, daß ich Dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewußtsein, daß ich selbst jetzt mehr werth bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntnis, warum ich Nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen konnte. — Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturfurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angerebet zu werden.

47. An Johann Friedrich von Cotta.

Potsdam, den 7. Juli 1829.

..... Anbei schicke ich etwas Italiänisches für das „Morgenblatt“, und spreche die Hoffnung aus, daß Sie nichts Anstößiges drin finden mögen, indem es das Gemäßigteste ist, was ich geben kann — und ich deshalb schon gegen die geringste Verstümmelung protestieren muß. Ist der unverfälschte,

unverkümmerte Abdruck nicht möglich, so bitte ich mir das Mspt. unter Varnhagen's Adresse zurückzuschicken. Im dritten Fragmente kommen Namen vor, die ich allenfalls gegen Anfangsbuchstaben zu vertauschen bereit wäre. — Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern mißfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht mißdeuten. Ich finde jetzt, daß es oft darauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu avilieren, und ich muß mich daher männlicher zu verhärteten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist.

48. An Moses Moser.

Helgoland, den 6. August 1829.

Lieber Moser!

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlassen, dir einige freundliche Grüße nach dem Kontinent hinüberszuschicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seesturm, glücklich hierhergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem rothen Felsen ergehe. Ich befinde mich in der

That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; du hast gewiß darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen dich diese Zeilen in vollem Wohlsein. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bei Brother Niffels in Helgoland in der Nordsee.

Alle Okeaniden lassen dich grüßen. — Ich wünschte, du sähest mal das Meer; vielleicht begriffest du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwachendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch die Seehunde lassen dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich gestern kennen lernte, läßt sich erkundigen, ob Gans' sein Buch fertig ist? Leb wohl, es giebt wenig Papier auf Helgoland.

H. Heine.

49. An Moses Moser.

Hamburg, den 13. Oktober 1829.

Liebster Moser!

Ich hoffe, dass dich diese Zeilen in behaglichem Wohlsein antreffen, und ich sende sie dir eigentlich, um beiliegenden Brief meines Bruders zu begleiten, den ich schon zehn Tage liegen habe. Unterdessen ist schon Brief aus der Türkei, wo er sich wohl befindet, von ihm angelangt*). —

Zwei Monate bin ich in Helgoland gewesen, und seit etwa vierzehn Tagen bin ich hier, beschäftigt mit Liebe, Politik und Ärger.

Wie gefallen dir einliegende Verse**), die ich auf den Musenalmanach gemacht, mehr aus nonchalanter Selbstpersifflage, als um unsere kleinen Freunde zu stacheln! Glaubst du, dass sie von Diesen nicht missdeutet werden können, so schick sie an Gubitz für den „Gesellschafter“. Glaub aber nicht, dass ich keine wichtigeren Dinge im Kopfe habe, als diese Baga-

*) Maximilian Heine begleitete als Militärarzt die russische Armee auf dem Feldzuge von 1829.

**) Dieselben scheinen verloren gegangen zu sein; jedenfalls wurden sie nicht im „Gesellschafter“ abgedruckt.

telle und Ähnliches. Der dritte Band der „Reisebilder“ gehört zu diesen letzteren und soll jetzt gedruckt werden und dir Weihnacht seine Aufwartung machen. — Mein Schnupfen läßt dich grüßen. — Kannst du mir deine Mendelssohn-Rede mittheilen? Meine Adresse ist: Hoffmann & Campe. — Leb wohl, laß bald Etwas von dir hören und behalte mich lieb.

Dein getreuer Freund

H. Heine.

50. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 13. Oktober 1829.]

Ich bitte dich, lieber Merckel, die etwa übrig gebliebenen Druckfehler mit Bleifeder an die Seite zu bemerken. Das Manuskript lasse ich jetzt immer in der Druckerei, damit Nichts verloren geht. — Sage entweder meinem Kerl, wann er den Bogen wieder abholen soll, oder schick mir ihn selbst: Mühlenstraße, die erste Thüre des Schimmelmann'schen Palais, ehe man zur Treppe hinaufgeht, zweite Etage. (Graue No. 1 steht auf der Hausthüre.)

— Guten Morgen — ich bin sehr verschmupft und kopföde.

Dein Freund

H. Heine.

Ich bitte dich, schick mir auch „Romeo und Julie“,
so wie auch den ersten Band des „Tom Jones“.
„Heinrich IV.“ erhältst du hier zurück.

51. An Friedrich Merkel.

[Hamburg, den 24. Oktober 1829.]

Guten Morgen, Klabotermann!

Hier erhältst du den ersten Aushängebogen des dritten Theils. Das war also das Papier, das meiner so sehnsüchtig harrete, und um dessentwillen unser typographischer Julius mich beständig pisachte! Zweifelst du jetzt daran, dass er nicht einst Cotta übertrifft! Wär' es nur nicht von dieser Seite! Cotta lässt auch auf schlechtem Billard spielen, aber wer gut spielt, hat mehr Nutzen davon. Campe verlässt sich auf mein gut Spiel und sorgt nicht einmal im geringsten für meinen Nutzen; außerdem dass ihm bei mir seine Partiegelder mehr als bei Andern sicher sind, will er noch mehr Vortheil

haben, und indirekt soll ich andre Leute bezahlen. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhosen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich sterbe vor Unmuth.

Dein Freund

H. Heine.

52. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 29. Oktober 1829.]

Lieber Merckel!

Anbei dein Regenschirm, den du bei mir stehen lassen. Ich befinde mich heute wieder schlecht und schlecht gelaunt, als bestände ich aus Campe'schem Fließpapier.

Im Fall es noch immer deine Absicht ist, mit Campe zu sprechen, so kann ich dir nicht verhehlen, daß, wenn du es etwa bis Sonnabend aufschiebst, auch deine Güte mir nicht Viel fruchten würde, indem alsdann jede Vermittlung zu spät käme. Ich bin entschlossen, und koste es mir auch die größten Geldopfer, die unmuthige Stimmung, die durch Campe's schnöde Behandlung befördert wird, abzuwerfen. Du kannst ihm sagen, daß ich, nachdem ich auf die billigste und schonendste Klage keine Ant-

wort bekommen und er mir vielmehr durch dritte Hand sagen lassen, er könne sich nicht mit mir in Schreibereien einlassen, ich ein Lump sein müßte, wenn ich mir Alles bieten ließe, und daß ich ihm das Buch wegnehme, und ihm jede Schadenforderung bezahle, die er etwa wegen des Druckes der ersten Bogen machen möchte, so daß ihm auch nicht der Schein einer Beeinträchtigung bliebe, und er sich unbedingt vor dem Schriftsteller schämen müßte, den er, durch seinen Geiz, in Geldverlust gebracht. Ich wiederhole, nicht den Schein des Rechts werde ich ihm gönnen, ich gebe dir Vollmacht, ihm jeden Betrag in meinem Namen zuzusichern, den er als Kostenersatz fordern mag, und wenn du willst, bis auf Heller und Pfennig meine Verhältnisse mit ihm zu regulieren*). Ich gebe dir hiermit schriftlich, daß ich Alles billige, was du thust. Jede Stunde, wo er sich einarrt, Recht zu haben, ist mir fatal. Aber, ich bin überzeugt, sein Unmuth kommt eben daher, weil er weiß, daß er Unrecht hat; da sind die Menschen am starrsten. Er läßt sich mit dem Papier nicht bei mir sehen;

*) Der Streit mit Campe über das schlechte Papier zum dritten Bande der „Reisebilder“ wurde dadurch beigelegt, daß Campe für die Anschaffung eines weißeren Druckpapiers sorgte.

als er zum zweiten Theile, in der Schnelligkeit, noch besseres Papier als zum ersten nehmen mußte und einige hundert Thaler in die Schanze schlugen mußte, da konnte er zu mir laufen — aber damals galt es, mir am Honorar abzuzwacken. Damals konnte er weitläufig mit mir überlegen und rechnen.

Dein Freund

H. Heine.

53. An Karl Immermann.

[Hamburg, den 17. November 1829.]

Guten Morgen, lieber Immermann!

Ich habe Ihnen Nichts zu sagen, als was die ganze Welt weiß, nämlich daß gestern Abend Ihr Trauerspiel*), bei gutbesetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigsten Beifall aufgenommen wurde.

Zum ersten Male seit sechs Monaten war ich wieder im Theater, in Gesellschaft lieber Damen, deren Lippen allerliebste aussahen, als sie das Lob Immermann's aussprachen.

*) „Das Trauerspiel in Tyrol,“ früher „Andreas Hofer“ betitelt.

Heute habe ich Kopfschmerzen, da das Theater, und besonders wenn ich ein ganzes Stück ansehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich gestern desto gesund glücklicher!

Gestern Morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern Abend Karl Immermann applaudiert. Zu ersterem Geschäfte, das erst zur Hälfte gediehen, habe ich doch endlich gehen müssen, hab's lang genug aufgeschoben, und ich selbst war eben so wie die Andern sehr neugierig, was ich thun würde. Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen oder vielmehr recht ernsthaft darstellen. Der „Ödipus“ hat in Berlin nur Unwillen erregt; desto mehr wird er hier von einer gewissen Clique, die mit dem Grafen steißlich einverstanden ist, sehr goutiert. Sein Leibfreund Rumohr, der große Koch, der die ganze Suppe eingerührt, ist gestern arriviert, und ich bin gefasst auf die jämmerlichsten Machinationen. Ich sprach ihn zuletzt in Italien, und erst von ihm erfuhr ich, dass Platen eben durch eine Kenie von Ihnen*) so sehr in Harnisch gekom-

*) Siehe die Kenien von Immermann in Heine's „Reisebildern;“ sämtliche Werke, Bd. I, S. 185 ff. Es ist hier die Kenie gemeint:

men. Ich kann vor lauter Lachen nicht schreiben. Unglückliche Xenie, sie hat mich ins Verderben gestürzt! Hätte ich Zeit, ich würde Ihnen die schrecklichsten Vorwürfe machen! Aus Rache soll Ihnen der dritte Theil der „Reisebilder“ dedicatiert werden, und ich denke Ihnen das Buch in 4 bis 5 Wochen zu schicken. Ich hatte Ihnen freilich ein besseres Buch zugedacht, aber ich darf diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, Ihnen eben das Buch zu präsentieren, worin die Spolia opima des großen Champion der Klassicität enthalten sind. Ich spreche im Ernst, ich hatte Ihnen etwas Besseres zugedacht — aber das Zeitgemäße hat auch seinen Werth. Übrigens ist das Buch zahm geschrieben, nicht im mindesten demagogisch, sogar gut russisch, was jetzt so viel ist wie ultra-preußisch. Wenn es mir möglich, besuche ich Sie nächstes Jahr. — Durch den Tod meines Vaters war ich lange trübsinnig, und erst jetzt komme ich allmählich wieder in bessere Stimmung. Ich bleibe noch einige Monate hier. —

Ihren „Friedrich“*) habe ich mit Entzücken ge-

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,

Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

*) Das Trauerspiel „Friedrich II.“ von Immermann.

lesen. Er ist mir unendlich lieber, als der „Hofser“, den ich, so hoch ich ihn verehere, dennoch am wenigsten unter Ihren Stücken liebe.

Gestern Abend freilich gefiel er mir besser, als bei der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als sei er in gedrückt frankhafter Stimmung geschrieben. Köstlich machten sich gestern Abend die Tyrolerlieder, während in der Ferne geschossen wurde. Lenz hat gut gespielt, Schön-Elsi vorzüglich. Der letzte Akt, poetisch der schönste, war theatralisch der schwächste. Bis zum vorletzten Akt erhielt sich im Publikum die athemschöpfende Erwartung, die herzklopfende Spannung; aber der letzte Akt enthielt keinen theatralischen Reiz und einen wohlbekanntem Ausgang. Er hat daher weniger zugesagt, als die früheren Akte. Ich will jetzt das Stück nochmals lesen, und nächstens sage ich Ihnen mehr darüber. — Meine Adresse ist: Hoffmann und Campe. Es freut mich, daß Campe Ihre sämtlichen Schriften herausgibt. Je n'y ai pas nui. — Sämtliche Redakteure Cotta'scher Zeitschriften sind mir feindlich, im „Morgenblatt“ verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste*). Der alte Cotta selbst ist sehr brav.

*) Kap. XXII — XXV und XXXII — XXXIII der „Reise von München nach Genua,“ sowie Kap. I und II

Einige Abende vor meiner Abreise von München, als ich ihm sagte, daß in seinem Verlage das Platen'sche Pasquill erschiene, sagte er mir, daß ich es mir von seinen Leuten geben lassen solle. Es hätte mir nur ein Wort gekostet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können.

Leben Sie wohl, herzinnig wohl. Ich liebe Sie sehr, denke täglich an Sie. Empfehlen Sie mich Gut- und Gleichgesinnten. Alle Damen, die Ihnen lieb sind, umarme ich; ich erlaube Ihnen — nämlich à distance — alle Damen, die ich liebe, ebenfalls zu umarmen.

Ihr Freund

H. Heine.

54. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 5. December 1829.]

Ich will jetzt Alles aufbieten, um in acht Tagen fertig zu werden. Darum schick' ich dir diese Blätter, die ich dir nur einen Tag lassen kann. Besprechung

der „Stadt Lucca“ wurden zuerst in Nr. 265, 266, 284, 285 und 286 des „Morgenblatts,“ vom 5., 6., 27., 28. und 30. November 1829, abgedruckt.

über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptsachen kann ich jetzt dein Bedenken gelten lassen.

55. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 9. December 1829.]

Der beiliegende Anfang der zweiten Abtheilung ist das einzige Korrekturstück, was ich liegen hatte.

Ich bitte dich, die zweite Korrektur des letzten Bogens nochmals durchzusehen und mir, wo möglich, noch heute Morgen zurück zu schicken. Ach, welche Heze! Den neuen Bogen schicke ich dir auch noch heute.

Guten Morgen!

Dein Freund

H. Heine.

56. An Johann Friedrich von Cotta.

[Hamburg, den 14. December 1829.]

..... Wenn ich dies Jahr weniger gab, als ich wohl beabsichtigte, so lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieses nur selten

im Stande ist, den milden Ton des „Morgenblattes“ zu treffen, weshalb mir auch die Redaktion Einiges zurückschicken und ich noch Viel mehr zurückbehalten mußte.

57. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 20. December 1829.]

Ich bitte dich, wegen der Revision des letzten Bogens, bei der Zurücksendung der Korrektur auch die erste Korrektur des letzten Bogens mitzuschicken. Guten Morgen, lieber Merckel.

Dein Freund

H. Heine.

58. An Karl Immermann.*)

Anbei, lieber Immermann, mein Buch, dessen zweite Hälfte Etwas werth ist, da ich darin zum ersten Mal versucht habe, einen Charakter leben und

*) Dieser Brief, dessen Schluß verloren gegangen, ist unzweifelhaft etwa am 22. oder 23. December 1829 geschrieben.

sprechen zu lassen; es ist dies Stück, „Die Bäder von Lucca“, nur Fragment eines größeren Reise-romans, den ich Ihnen vielleicht nächsten Herbst vollendet schicke. Dies soll mich auch decken gegen die mögliche Beschuldigung, daß ich Ihnen nichts Ausgezeichnetes dediciert. Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie sich gebührt, aus dem Buche hinausgeschmissen. Sein anonymer Aufsatz: „Aus dem Tagebuche eines Lesers“*) bewog mich, ebenfalls ein Motto von ihm selbst zu nehmen. Ich habe diesen Wurm jetzt so tief durchschaut, er ist mir so bestimmt aufgegangen in all seiner Misère, daß ich ihn nur noch wie ein eignes Werk der Phantasie betrachte; ich könnte gleichsam jetzt die Platen'schen Werke fortsetzen, und sogar Alles selbst schreiben, was er noch gegen Sie und mich vorbringen wird. Nicht gegen ihn habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehezt. Ich sah den guten Willen, daß man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist so rein, daß ich ruhig er-

*) Im „Morgenblatt,“ Nr. 279, vom 21. November 1829.

warten kann, daß man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, daß ich keinen Skandal aufsuchte, daß die wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Literarische erklären sollten. Der Dieb, der in Odensee im Zuchthause sitzt — ist ein Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man Etwas bei dem König für ihn thun müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sei in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die Königliche 600=Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit schrieb der Glende den „Ödipus“. Ich weiß, er haßte Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, daß wir Drei (lachen Sie nicht!) ihm die Münchener Vorberer, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat sein Haß ins Wort, um so freier, da ich zufällig nicht der Minister bin, und um so stärker, da er dem Minister noch schmeicheln mußte. Und, heiliger Gott! welcher Bassesse der Schmeichelei ist solch Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Greul, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage.

Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pädraften, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt. Lachen Sie nicht, ich spreche so ernst wie eine Bildsäule: die Pädraften sind dienende Brüder, Mittelglieder in dem großen Bunde der Ultramontanen und Aristokraten. Warum man eigentlich so erbittert gegen Sie ist, weiß ich nicht; aber man ist es. Die literarischen Erscheinungen, worüber Sie Ihr Befremden aussprachen, sind keine Zufälligkeiten. Menzel gehört vielleicht gar nicht zur Kongregation, aber er macht ihr die Rour.

Wie es hier mit Ihrem „Hofer“ gegangen, kann ich nicht begreifen. Den fünften Akt ausgenommen, ist das Stück mit großem Beifall gesehen worden. — Glauben Sie nur nicht den Korrespondenten in den Blättern, die Alle gegen das Stück sind, ihm Poesie genug zuschreiben, aber eben desßhalb behaupten, es sei nicht für die Bühne. Lebrun, den ich zufällig sprach, sagt auch, das Stück habe nicht mißfallen, im Gegentheil; so auch Zimmermann hat nur von Beifall gehört. Es ist läppisch, von solchem Parterregeflätsche zu sprechen. Ich verachte das ganze Theater. — Die hiesige Primadonna ist vorgestern Pietistin geworden, hielt gestern schon Betstunden, und hat der Direktion anzeigen lassen, daß

sie in keinen sinnlichen Opern mehr auftreten würde. Sie heißt Kraus=Wranitzky. —

Was Uechtritz betrifft, so haben Sie Recht, und ich habe Unrecht. Aber warum darf ich denn kein Unrecht haben? Auf der Leiche Platen's sitzend, gestehe ich ganz ruhig mein Unrecht gegen Uechtritz, der nur privatim einiges Harte verdient hatte. Es ist mir lieb, ihn doch mit Namen nie genannt zu haben, und bei nächster Auflage soll alles auf ihn Bezügliche wegfallen*). — Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg, und bei aller Besonnenheit kann ich die Folgen meines Buches noch nicht überschauen. Ich schrieb es unter schlechten Umständen, und der Ton der Indifferenz, der vielleicht drin ist, entstand durch Kontrast — ach, ich salbadre. Ich wünsche, daß die Art, wie ich bei Platen die Pädastie behandelt, Ihnen nicht ganz mißfalle. Es

*) Die auf das Drama: „Alexander und Darius“ von Uechtritz bezüglichen Stellen (S. 184 und 293 des ersten Bandes der vorliegenden Ausgabe) sind, trotz obiger Äußerung, von Heine auch in den späteren Ausgaben des zweiten Bandes der „Reisebilder“ niemals ausgemerzt worden.

galt Mäßigung im Tone. Hätte ich erzählt, daß er
.
so würde man mir Leidenschaftlichkeit zugemuthet
haben. So mußte ich die Wahrheit selbst verschwei-
gen, um glaubwürdig zu bleiben. Desto
bestimmter war ich in Hauptsachen.

59. An Friederike Robert.*)

Allerliebenswertigste Friederike!

Hochzuverehrende Frau!

Ew. Schöngelobten werden mein langes Still-
schweigen verzeihen. Wenn ich so lange nicht ge-
schrieben habe, so lag die Schuld nicht an meinem
Gedächtnisse, worin Sie wie eine schöne Fee leben
und blühen. Ach, schöne Friederike, ich bin unglück-
lich, und in solcher Lage hat man kaum das Recht,
an schöne Frauen zu denken, viel weniger ihnen zu
schreiben. Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn
und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen
ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen. Leider

*) Ohne Datum, allein mit Sicherheit am 22. oder
23. December 1829 geschrieben.

habe ich nicht die Kourage, mich der heilsamsten Operation zu unterziehen — ich meine in Betreff des Zahnes. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in Betreff des Herzens. Wenn ich sagte, liebe Robert, ich wäre in Sie verliebt, so löge ich; wenn ich aber sage, daß ich an Sie mit außerordentlicher Liebe denke, so sage ich die Wahrheit. Ich sterbe täglich mehr und mehr, ich bin fast ein Todter, und solche Leute haben das Recht, die Wahrheit zu sagen, da ihnen die Lüge keinen Spaß mehr macht.

Von der letzten amourösen Bekanntschaft ist Nichts übrig geblieben als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstischer Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Kaze in den Ruinen meines Herzens.

Anbei schicke ich Ihnen den dritten Theil der „Reisebilder“, den ich erst gestern aus der Druckerei erhalten, und schnell brochieren ließ, damit Sie und Robert gleich brühwarm lesen, was ich diesen Monat über den Grafen Platen geschrieben, der, wie Sie sich erinnern, in seinem Lustspiel so giftig war. Ich habe nun ein Gegengift drucken lassen, woran noch zwanzig Grafen ihr Lebtag genug hätten. Wie ich höre, schreibt er jetzt gegen Robert. — Ich habe das Meinige gethan. — Ich bitte Sie nur die

2. Abtheilung des Buchs, „die Bäder von Lucca“, zu lesen. Das Buch wurde zu dick. So bald ich nach Berlin komme, lasse ich es Ihnen einbinden; auch der Barnhagen schicke ich es roh, sonst hätte ich es, wegen der Festtage, wo die Buchbinder so Viel zu thun haben, erst in 10 Tagen schicken können. Ich bitte Sie, da ich Barnhagens erst in einigen Tagen schreibe, mich in dieser Hinsicht zu vertreten. Ich denke bald nach Berlin zu kommen. — Leben Sie wohl, meine Adresse ist: Dr. H., bei Wittve Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28, Lit. D. — Es sind hier so viel Namensgenossen, daß die Adresse ausführlich sein muß.

Ihr Anbeter

H. Heine.

60. An Moses Moser.

Hamburg, den 30. December 1829.

Lieber Moser!

Ich wünsche dir Glück zum neuen Jahre, und, um mich kurz zu fassen, wünsche ich dir Alles, was mir fehlt. Dazu gehört in diesem Augenblick auch Gesundheit.

Meine Schreibsaumseligkeit entstand dadurch, daß ich dir zugleich mit einem Briefe auch den dritten Theil der „Reisebilder“ schicken wollte. Doch da dieser die Presse verließ, fast noch ehe er geschrieben war (irländischer Bull), so hatte ich kaum Zeit, das kaum geheftete Exemplar auf die Post zu schicken — und nun gar versäumte sie mein Bursche. Doch jetzt wirst du das Buch erhalten haben. Du mußt mich bei Lehmann und Junz vertreten, daß ich ihnen nicht, wie früher, das Buch geschickt; es geschah aus dem natürlichen Grunde, weil mein Verleger mir früherhin 24 Freiemplare, und diesmal nur 12 gegeben hat. Du mußt daher den Freunden dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lektüre.

Da du in deinem wohlverschanzten Komptoir keine Idee von den giftigen Pfeilen hast, die seit Jahr und Tag gegen mich heimtückisch geschossen werden, so erlaube ich dir immerhin, die strenge Gerechtigkeitspflege, die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt, zu mißbilligen. —

Ich wünsche, daß dich das Buch durch theilweises Amüsement für die Ennui der Lektüre entschädige; spätere Bücher mögen im Stande sein, manche Herbheiten darin als nothwendig nachzuweisen. — Da dieses Buch schon vor der Geburt

seine kompetentesten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits sehe, so wünsche ich, daß du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches Etwas thun können (namentlich Gans), dazu aufforderst, und zwar bedürfte es der schnelligsten Thätigkeit. Die Natur des Buches erklärt diese Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben, etwas Kritisches darüber zu schreiben, wie er mir versprach, so bitte ich ihn, es bald zu thun, und wenn keine dortige Redaktion Solches bereitwillig ist zu drucken, so bitte ich ihn, es mir selbst zu schicken. Es ist Krieg, und du wirst sehen, wie sehr ich der Beihilfe bedarf. Auch an Lehmann mußt du in meinem Namen solche Bitte vortragen. — Was dich selbst betrifft, so bin ich zufrieden, wenn dir in deiner idyllischen Komptoirruhe das ferne Waffengeräusch nicht gar zu unangenehm an die Ohren tönt. Verzeih mir, lieber Moser, daß ich meine Feinde todtschlage, die mich todtschlagen wollten. — Ich denke dich bald wieder zu sehen. — Das Wetter ist das Einzige, was mich vom Reisen abhält. Meine Adresse ist Dr. H. bei Wittwe B. Heine, geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamdurg. Bei dem Überfluß an Namensgenossen, deren sich diese Stadt erfreut, bedarf es solch ausführlicher Adresse. —

Leb wohl, und laß die Ritzen an dem Fenster, wo dein Pult steht, mit Baumwolle verstopfen, die Zugluft ist bei jetziger Witterung schädlich. Ich habe Zahnschmerzen — folglich darfst du im Scherze selbst 50 % Ernst annehmen.

Dein Freund

H. Heine.

61. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 3. Januar 1830.

Lieber Varnhagen! Der Kopf dumpf, die Brust voll widerwärtigem Schmerz, von tausend Verdrießlichkeiten umringt, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend! — könnte man nur der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft! Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!

Seit meiner Rückkehr aus dem Bade lebte ich hier zurückgezogen, und schrieb und druckte zugleich an dem dritten Bande der Reisebilder, der Weihnacht plötzlich gedruckt erschien, noch ehe ich es selbst merkte. Durch die Hast meines Verlegers ist das Buch noch naß verschickt und ausgegeben worden.

Um nicht mit der Übersendung später zu kommen, habe ich Ihnen ein kaum geheftetes Exemplar geschickt und behalte mir das Recht vor, so bald ich nach Berlin komme, es den frühern Bänden gemäß binden zu lassen. Durch Moser schickte ich das Exemplar und wünsche, daß Ihnen Capitel XXIX bis XXXI nicht zu schwach erschienen sei. An Wen ich bei der Abfassung dachte und auf wessen Beifall ich zunächst rechnete, werden Sie gleich merken. Hiernächst wünsche ich, daß die „Bäder von Lucca“ Ihnen mit ihren Gestalten gefallen mögen. Mein Hyacinth ist die erste ausgeborne Gestalt, die ich jemals in Lebensgröße geschaffen habe. Sowohl im Lustspiel wie im Roman werde ich dergleichen weitere Schöpfungen versuchen. Hier ist wieder ein Narr, der sich für den Markese Gumpelino ausgiebt und Mordjo schreit und fatale Sprünge macht.

In Betreff Platen's bin ich Ihres Urtheils am begierigsten. Ich verlange kein Lob, und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe gethan, was meines Amtes war. Mag die Folge sein, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Setzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß

ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen habe ich nicht bloß auf ästhetischem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menschen gegen Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum Lachen — denn Das eben trieb mich, ich wollte so ein Beispiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen jetzt gegeben.

Rumohr war seitdem hier und hat in seinen Kreisen viel Unheimliches gegen mich angezettelt. Er ist seit 14 Tagen nach Lübeck zurückgereist, nachdem hier sein Plan, auf einem Gartenhaus bei Hamburg ein Künstlerseil anzulegen, gescheitert ist. — Einige hannövrise Platen dröhnen schon in der Ferne.

Dazu kommen häusliche Verdrüsse, Ärger über meinen Verleger. — Mißverstehen Sie mich nicht, meine Noth ist theils literarisch, theils für meine persönliche Sicherheit, theils für meine Zukunft, indem ich sehe, wie man mir überall das Wasser abgräbt. Ich bemerke Ihnen dieses Alles, weil ich Sie fragen will: soll ich nach Berlin kommen? Die dortigen Platen, womit man mir droht, daß sie

eine Kabinettsordre des Königs gegen mich bewirken könnten, fürchte ich nicht; auch fürchte ich nicht die Injurienproceſſe, die ich dort etwa beſtehen könnte — ſondern ich weiß nicht: iſt der Standpunkt eines Privatſtudirers in Berlin überhaupt für mich günſtig, läßt ſich dort Etwas für die Zukunft erlangen? Ich will ruhig und arbeitsam dort leben. Ich möchte in Ruhe bis zur Sommerzeit dort einige Bücher ausarbeiten, nachher wieder ins Seebad reiſen, und mich in Berlin domicilieren. Ich muß einen Halt haben gegen den Süden, wo ich Alles in die Schanze geſchlagen. Ach! Sie wiſſen nicht, wie viel Opfer mir es gekoſtet, ganz rückſichtslos zu ſchreiben. — Ich bitte ſo bald als möglich um Ihre Antwort.

Was meine literariſche Noth betrifft, ſo werden Sie mir da leichter helfen können. Sie haben von jeher unaufgefordert ſo Viel für meine Bücher gethan, daß Sie jetzt, wo es ſich um meine perſönlichſten Intereſſen handelt, gewiß nicht unthätig ſein werden. Ich bitte Sie dieſmal, ſuchen Sie die öffentlichen Stimmen für mich zu gewinnen, es thut wahrhaftig noth. Sagen Sie an Gans, daß er dieſmal für mich ins Feld müſſe. Robert wird wohl ſeiner Selbſterhaltung wegen das Seinige thun, er iſt mir Dank ſchuldig. Ich glaube jetzt nicht,

dass Platen noch die Absicht hat, gegen mich zu schmähen, nachdem er gesehen hat, wie man ihn fassen kann. Ach! welch Übel ist der Krieg! Man ist hier allgemein gespannt, was Platen thun wird. Ich glaube, er wird vom hohen Pferd herab gräßlich vornehm über mich verächtlichen Zwerg herabphrasen, wie auf Immermann im „Tagebuche eines Lesers“, das ich ihm ohne Umstände, als von ihm herrührend, auf den Kopf zusprach. Es hilft ihm aber Nichts, er hat geschimpft, und ich habe jedes derbe Wort vermieden, suaviter in modo, fortiter in re. —

Meine Freundin Frau von Barnhagen wage ich kaum in diesem Brief voll Nöthen grüßen zu lassen. Jedoch, in dem Momente, wo ich ihren Namen ausspreche, werde ich heiter, wohlgestimmter, fast lachend munter — ja, grüßen Sie sie dennoch herzlich, recht lieb herzlich von mir. Sagen Sie ihr, dass ich ihr Alles sagen lasse, was ich seit sechs Monat gedacht habe; was Das aber ist, kann sie sich selbst denken. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundgütig

Ihrem Freunde

H. Heine.

62. An Friederike Robert.

Hamburg, den 15. Januar 1830.

Liebenswürdige und sehr Schöne! Sie schreiben mir nicht? Oder glauben Sie, ich wäre schon todt? Fürchten Sie etwa, daß in solchem Falle Ihr Brief in fremde Hände gerathen könnte, so adressieren Sie ihn: an H. H. Dr. abzugeben bei der Wittwe Betty Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg; stürbe ich auch unterdessen, so werde ich doch auf jeden Fall meiner Mutter als Geist erscheinen und bei dieser Gelegenheit Ihren Brief in Empfang nehmen. Wie gern würde ich jetzt meinen Freunden in Berlin als Körper erscheinen, aber Privatkrankheit hält mich in diesem Augenblick hier fest. Ich bin wirklich krank und hab' dazu viel Verdrießlichkeit um die Ohren. Dazu kommt noch der 3. Theil der „Reisebilder“ und das schlechte Wetter und Zahnschmerz. — Heute schrieb ich, um mich in Gedanken so weit als möglich von hier zu entfernen, an meinen Bruder Max, der in der Türkei ist — der Glückliche, er hat nur mit der Pest zu kämpfen!

Auch Robert soll mir schreiben, und zwar so bald als möglich. Er soll mir seine Gedanken über

das 11. Kapitel meines Buches nicht vorenthalten. Er soll bedenken, dass die Prügel abseiten des Platen'schen Schönheits-Freundes, womit er im „Morgenblatt“ bedroht worden, jetzt gewiß einen Ableiter gefunden. — Seine „Tochter Sephta's“ wird jetzt hier einstudiert. An Barmhagen habe ich geschrieben und Brief für Moser eingelegt; von Beiden keine Nachricht. Ist etwa Barmhagen verreist? — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, ehe ich todt bin; denn meine Feinde (es regnet hier an Schmähaußsätzen über mein Buch) sind zwar uneinig, ob ich geköpft oder gespießt werden soll, aber in der Hauptsache sind sie sich einig, nämlich mich umzubringen.

(Hier folgt eine Federzeichnung: ein Grabhügel mit Kreuz, darunter einige Striche.)

Die untern Striche sollen Wasser bedeuten, und zwar Thränen-Wasser. Leben Sie wohl und wo möglich noch besser.

Ihr Freund

H. Heine.

63. An Karl Immermann.

Hamburg, den 3. Februar 1830.

Liebster Immermann!

Ihr „Tulifäntchen“ liegt seit 10 Tagen auf meinem Tische (ich glaube nicht, daß Sie Dieses ungerne hören, obgleich Sie mich nicht besonders dazu berechtigt, es zu lesen), und ich würde Ihnen schon vor 8 Tagen darüber geschrieben haben, wenn ich nicht so halb und halb Brief von Ihnen erwarten konnte oder erwarten wollte. Aber jetzt drängt mich Campe, Ihnen zu schreiben; ich sprach ihm gestern von der Freude, womit ich Ihr Gedicht gelesen, und daß ich nur einige Kleinigkeiten daran auszusetzen hätte. Dies, wollte er nun, sollte ich Ihnen schreiben, und in der That, lieber Immermann, ich habe zu sehr die innere Verpflichtung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, als daß ich Ihnen Etwas verschweigen dürfte, was Ihnen vielleicht missfallen könnte. Ich will den bitteren Tadel vorausschicken; ich tadle an „Tulifäntchen“ einige Longeurs, und dann hie und da das Metrische. Beides ließe sich leicht verbessern, Ersteres durch Streichen, das Andre durch einige Wortversetzungen und Vertauschung einiger Worte. Die metrischen Mängel bestehen nämlich darin, daß die Worte und die Versfüße immer

zusammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nämlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodieren soll, was im „Zulifantchen“ oft Ihre Absicht ist. Sie verstehen; ich meine, daß da, wo das Wort sich endet, auch immer der Versfuß (— ◡) sich bei Ihnen endigt. Wie leicht läßt sich Dem meistens abhelfen! Mit einer einzigen Partikelveränderung wird der metrischen Einförmigkeit einer ganzen Strophe abgeholfen. Wollen Sie nun das Gedicht, was Sie gewiß schnell genug geschrieben, nochmals in solcher Hinsicht durchsehen? Die zweite Durchsicht wäre gewiß Gewinn. Oder wollen Sie, daß ich es für Sie in solcher Hinsicht durchgehe und Ihnen dann einige Veränderungen vorschlage, die Sie dann nach Wohlgefallen annehmen oder abweisen können?

Haben Sie noch das Brouillon des Gedichts?

Ich habe Campe ersucht, das Gedicht noch zur Ostermesse zu bringen (welches nicht seine Absicht zu sein schien, da er es an Zimmermann gegeben, welcher Dergleichen Monate lang behält, und dem ich es, da er es nicht las, abnahm), und um jenem Wunsch zu entsprechen, verlangte Campe, daß ich Ihnen gleich schreibe. Ich erwarte daher umgehend Antwort von Ihnen. Lassen Sie sich nicht davon abhalten, im Fall Sie mir Ihre Meinung in Be-

treff meines letzten Buches noch vorenthalten möchten und deßhalb nicht schreiben. Ach, lieber Immermann, ich würde es Ihnen sogar nicht verdenken, wenn Sie jetzt nur die Schattenseite jenes Buches sähen und es Ihnen mißfielen.

Dazu kommt noch das Schweineconcert der Angestochenen, die jetzt grunzen, quieken und quirren; Das könnte Einen leicht verwirren, wenn man nicht seiner Sache sicher wäre. Lieber, trauen Sie mir diesmal und meiner Ruhe. Vertrauen Sie diesmal nur meiner Einsicht, ich habe drei Monate nachgedacht über Das, was ich thun wollte, und ich that nur, was die eiserne Nothwendigkeit verlangte. Man klagt mich an der leidenschaftlichen Übereilung. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: „Der arme Heine, der arme Immermann!“ — Das Mitleiden war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, daß der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daß ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. — Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, Etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil Dieses oder gänzlichcs Schweigen nothwendig war.

Doch, ich bin froh, meine Freunde in Berlin, besonders Varnhagen, der besonnene Varnhagen, giebt mir Recht, und obgleich hier ein Nest platonischer Liebenden und alle Sottisen gegen mich von hier ausgehen, so hat mein Buch hier die enthusiastischsten Zustimmung, darunter auch, ganz unbedingt, unsern Freund Zimmermann. Doch, ich verließ ein lieberes Thema, nämlich unser liebes „Tulifäntchen,“ den kleinen Helden, den epischen Kolibri. Er ist durch und durch poetisch, besonders das vorlezte Kapitel gehört zu den hängenden Blumen-gärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beiwörter und Wortbeugungen überall, süße Drolligkeit und Anmuth überall durchlauernd. Es ist ein Epos, worin die Formen des Heldengedichtes zum Spaß angewendet werden und sich allerliebste mit den Elementen des Kindermärchens vermischen, die mit naivem Ernste darin laut werden.

64. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 4. Februar 1830.

Heute, lieben Freunde, habe ich Ihnen Wichtiges zu schreiben, das Wichtigste, was mich jetzt be-

wegt, nämlich, ich muß Ihnen für Ihren letzten Brief danken. Ihr Stillschweigen hatte mir schon viel Sorge gemacht, und ich fühlte, daß Ihr Schweigen mir mehr Gram machen könnte, als das Schreien aller Feinde, die sich in diesem Augenblick gleichsam das Wort gegeben haben, gegen mich loszubrechen. Ich lasse mich freilich von solchen Feinden und ihrer Wuth nicht irre machen — eben so wenig wie ich mich bei der Güte und Großmuth meiner Freunde selbst täuschen will. Ja, lieber Barmhagen, ich fühle es tief, daß Sie aus Edelmuth mich jetzt nicht tadeln und nicht ebenfalls über mein letztes Buch den Stab brechen. Dafür danke ich; Das will ich nie vergessen. Keiner fühlt es tiefer, als ich selbst, daß ich mir durch das Platen'sche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich das Publikum, und zwar das bessere, verlegt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all meinen Talenten nichts Besseres hervorbringen konnte, und daß ich dennoch — *coute que coute* — ein Exempel statuieren mußte. Der Nationalservilismus und das Schlafmüthenthum der Deutschen wird sich bei dieser Gelegenheit am glänzendsten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort „Graf“ seines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt schon aufs Tapet. — Sie erinnern sich, daß ich von Anfang daran dachte

— gleichviel, ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, daß dem Grafen mehr daran liegen müßte, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältnisse soll diesmal ein Lustspiel werden; dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutschen Literatur unerhört sei. — Als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Goethische Kenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer Voss der einzige Repräsentant dieser Revolution in der Literatur — aber die Erscheinung war nothwendig in jeder Hinsicht. Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil, und die Sache des Volkes ist nie die populare Sache in Deutschland. Doch, hier läßt sich Nichts vorausbestimmen — Jeder thue das Seinige. Freilich glaubt Jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. — Ich sage Das, weil ich in der Platen'schen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser

Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampfe. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spurbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, flug geschwiegen — ich bin ein Andreer, und Das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für Andere Vergeltung übt. Genug davon. — Dass Sie und Frau v. Barnhagen krank sind oder wenigstens leiden, hat mich sehr betrübt; ich bin ebenfalls in schlechter Gesundheit und weiß noch nicht, wann ich nach Berlin kommen kann. Frau von Barnhagen küsse ich die Hände, und ich kann ihr versichern, dass die Angst, die mir ihre Krankheit vorigen Winter einflößte, noch nicht aus meinen Gliedern ist. Ich hoffe, Sie beide bald zu sehen. Ich würde an Gans selbst

schreiben, wenn ich seine Kompromittierungstalente nicht kannte.

Von Ihrer Schwester werden Sie wohl ein bißchen Brief erhalten haben; sie läßt Ihnen durch mich einen sehr langen Brief prophezeien. Ihre Kinder so wie auch Dr. Assing befinden sich ganz wohl. — Und nun leben Sie wohl, und wenn es Zeit und Lust erlauben, schreiben Sie mir bald und Viel; Ihre Briefe haben immer Etwas, was mich stärkt und hebt und im Wollen befestigt. Ich bedarf solchen geistlichen Zuspruchs jetzt mehr als je. — Ich bin

mit Freundschafts-Ergebenheit

H. Heine.

65. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 27. Februar 1830.

Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honneter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, spanischen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen lassen. Ich warf

viel Blut, und da ich aus der Literaturgeschichte wußte, was Dergleichen bei Versifexen zu bedeuten hat, so wurde ich ängstlich und habe mir aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr alles Poetisiren streng untersagt. Mit der Poesie ist es also aus; hoffentlich aber werde ich deshalb um so prosaisch länger leben. In jener kranken Zeit hat mir auch Ihr und Frau v. Barnhagen's letzter Brief recht wohl gethan; denn wenn auch meine Buchangelegenheiten, in so fern wie sie zur Publikumsache werden, mich im Grunde wenig afficieren, so haben sie doch in Privatverhältnissen Manches hervorgebracht, oder bringen's noch hervor, was mir viel crève-coeur verursacht. Alle meine Verhältnisse verschoben sich aufs unleidlichste, und da noch nicht alle Folgen meines Buches zur Erscheinung gekommen, so kann ich vielleicht erst diesen Sommer meine eigne Stellung in der Welt begreifen. Nichts desto weniger bin ich die Ruhe selbst; ja, ich möchte jetzt einen Ausdruck auf mich anwenden, den ich einst für Sie, Herr von Barnhagen, erfunden habe: die Ruhe ist meine größte Leidenschaft. — Daher mögen Sie auch sicher sein, daß ich gegen die Angriffe, die ich meines Buchs halber noch erwarte, nichts Öffentliches schreiben werde. Verleundet man und lügt man noch stärker, als ich es zu ertragen vermag, so lasse ich mir die

Hände binden, damit ich Nichts schreibe. Sollte Platen öffentlich wieder gegen mich Etwas schreiben, so soll es von Ihnen abhängen, ob ich antworten werde, und was und wie.

Wenn der letzte Aufsatz im „Konversations-Blatte“ von Ihnen ist — was ich glaube, obgleich ich Ihren Stil darin ganz verändert finde — so war Das rechte Hilfe in der Noth, da ein vorhergehender Artikel in jenem Blatte überaus niederträchtig war (er ist in jüddeutschen Blättern nachgedruckt) und auch hier meinen Gegnern viel Gaudium verursacht. Das Scharfrichterlob hat mir mehr Vergnügen gemacht, als hätte man mich für einen Shakespeare erklärt. Ach, es ist mir bei meinem letzten Buch nicht um Lob und Anerkennung für meine Poesie zu thun, sondern ich will nur wissen: ob es mir gelang, ein Exempel zu statuieren, und ob der Kopf herunter ist. — Haben Sie keine Spur, wer der Verfasser jenes Schmähartikels im „Konversations-Blatte“ ist? Nach inneren und äußeren Kennzeichen ist er Derselbe, der jüngst im Globe einen Artikel über deutsche Literatur drucken lassen, worin ich ebenfalls gemein mißhandelt worden. Hier soll Hans aushelfen. Ich habe Ihnen durch einen Reisenden, der just nach Berlin reiste, 6 Exemplare meines Buchs zugesandt (ich hoffe, daß Sie solche bereits erhalten), und ich

bitte Sie, zwei Exemplare an Gans zu geben, damit er sie an seine Pariser Bekannten, nämlich den Literaten des Globe und der Revue française schicke, und somit jeder feindseligen Machination von jener Seite vorgebaut werde. Die übrigen 4 Exemplare stelle ich zu Ihrer Disposition, lieber Barnhagen, und Sie können sie an solche Leute verschenken, von denen Sie glauben, dass sie für die Streitfrage des Buches günstig wirken können. Ich habe nöthig, Vergleichen zu thun, da ich meinen eigenen Buchhändler in feindseligen Umtrieben ertappt. Dass im „Gesellschafter“ ein Artikel erschien, der in der Hauptsache nicht schlimmer sein konnte, hätte mich verdrießen können, wenn ich nicht zu viel Ekel dabei empfunden hätte. Voll Vertrauen auf den Menschenverstand meines Freundes Moser, mit dem ich immer gleichdachte, schickte ich ihm mein Buch, so bald es die Presse verließ, vertraue ihm meine Besorgnisse in Hinsicht der Platen'schen Affaire, bitte ihn in dieser Hinsicht dem Buche Freunde zu werben, und sage ihm dabei, dass er seinen Freund Beit ersuchen soll, mir da Beistand zu leisten, da dieser junge Mensch in Berlin als blinder Enthusiast und Anbeter mir anhing — ach! er überließ mich so oft und verdarb mir so manche Stunde! In Folge Dessen hat der junge Mensch seinen ganzen

Scharfsinn aufgeboten, mich als einen Schurken (d. h. ein Mensch, der das Gute heuchelt) darzustellen und mein Buch als verrufen, dessen er in seiner guten Gesellschaft (gottlob! ich habe just 10 Invitationen dieser guten Gesellschaft, die mir zu schlecht war, ausgeschlagen) nicht erwähnen dürfe. Eben so singt mein Freund Moser — wenn ich Den noch Freund nennen kann, der in den Hauptdingen des Lebens nicht mit mir stimmt. Das sind Odiosa. Ich habe mir aber fest vorgenommen, solchen Freunden abzusagen und, was erklärte Feinde betrifft, Keinem was zu vergeben, wenn ich sie in der Platen'schen Sache in flagranti ertappe. — Von Immermann habe ich unterdessen mehrere Briefe erhalten, voll Übereinstimmung; den ersten lege ich bei und erbitte ihn mir gelegentlich zurück.

Den 28. Februar 1830.

Ich hatte gestern meinen Brief schließen wollen, als ich Ihre Zusendung des „Konversations-Blattes“ erhielt und Frau von Barnhagen's Imperativ (Antwort!) mich bewog, die Absendung dieses Briefes aufzuschieben, um noch einige Zeilen hinzuzufügen — welches mir aber sauer wird, da mein armer Kopf im Zustand der ödesten Ermattung.

Für den „Konversations-Blatt“-Artikel danke ich nochmals; Sie sind der Einzige, der sich in dieser

tristen Noth ganz praktisch meiner annimmt — ich habe Alles, was ich dabei empfinde, in diesen Worten angedeutet. In den hiesigen „Lesefrüchten“ ist jener Artikel, ohne mein Zuthun, gleich abgedruckt worden, und ich benutze ihn, vielleicht noch außerdem, in einer Buchhändleranzeige verwebt, für die „Allgemeine Zeitung,“ wenn die den Abdruck gestattet. Mit Stagemann stehe ich gut, Lebret ist mein Glaubensgenosse in Buonaparte — nur auf Cottas kann ich mich nicht mehr verlassen. Madame ist mir feindlich, und so bald der Alte stirbt, breche ich ihr den Hals! Diese Feindschaft verdanke ich meiner Vorliebe für Madame Robert. Ich bemerke diese Dinge noch, für den Fall Sie etwa es bewerkstelligen könnten, daß ein Korrespondenz-Artikel aus Berlin in die „Allgemeine Zeitung“ geschmuggelt werde, worin, unter Anderm, hingefagt wird, was man in Berlin über den Platenstreit verschiedentlich spricht. Auf jeden Fall wünsche ich, lieber Herr von Barnhagen, daß Sie mir einen solchen Artikel für den „Hamburger Korrespondenten“ schreiben, denn ich stehe ganz superbe mit dessen Redakteur, dem kleinen Kunkel, der Alles druckt, was ich will. Nur Sie können einen so delikatsten Artikel schreiben, der um so schwerer, je kürzer er sein muß, der in den vagsten Worten das Bestimmteste sagt. Es gilt dem Publi-

kum weiß zu machen, es habe schon jetzt die Bedeutung jenes Streites begriffen, und lasse sich nicht irre machen von Intrigen, die es seinem eignen Interesse entfremden möchten. Trotz aller Versuche vermochte ich nicht, mir selbst so einen Schutzartikel zu schmieden, mir fehlt jene diplomatische Farbensdämpfung, jene zierliche Gewandtheit, die Ihnen so eigen ist. Sie könnten nun, wie Sie wollen, einen solchen Artikel (ich setze voraus, er macht Ihnen wenig Mühe) direkt an Kunkel schicken oder auch an mich direkt, obgleich Ersteres viel passlicher. — Zimmermann hat für den „Hamburger Korrespondenten“ eine Beurtheilung meines Buches versprochen, und ich denke, Sie werden sie dort nächstens lesen. Hier gilt er schon für den Verfasser Ihres Aufsatzes — und er scheint diese Ehre nicht bestimmt ablehnen zu wollen.

Ich wiederhole, daß ich im ersten Momente Ihren Stil bei jenem Artikel nicht erkannt, nur bei näherer Betrachtung kamen mir die Feinheiten ganz wohlbekannt vor. Ich lese jetzt den 4. Band von Goethe's und Schiller's Briefwechsel, und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Ähnlichkeit im Stil haben; Ihnen fehlt ganz die spätre Kunstbehaftigkeit des großen Zeitab-

Lehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abründung, Hell Dunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, Dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endschafft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unsere ästhetisierende, philosophierende Kunstsinnszeit war dem Aufkommen Goethe's günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem 4. Briefsammlungtheil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haßte, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Bosselt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt u. s. w.

Entschuldigen Sie mein wirres Schreiben, mein Kopf ist so matt; sonst würde ich auch Vieles an Frau von Barnhagen sagen, an Frau von Barnhagen, die für die Wahrheit gekämpft, gelitten, gestritten und sogar gelogen hat. — Wie ergötzt mich jede Zeile, die sie schreibt!

Grüßen Sie mir Robert und seine Frau, der ich dieser Tage schreiben will. Ich lasse sie bitten, noch ehe sie Brief von mir erhält, mir nochmals

einige Zeilen zu schreiben; ich will's ihr in besseren Zeiten schon gedenken. — Wie lang ich hier bleibe, weiß ich nicht; was ich jetzt beginne, weiß ich auch nicht, kurz ich weiß gar Nichts. Ich glaub' aber auch nicht, daß Andre viel mehr wissen.

Leben Sie wohl, recht innig herzlich wohl, so gut es Ihnen nur möglich ist, und behalten Sie mich lieb und werth.

Ihr

H. Heine.

66. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 7. März 1830.]

Ich kann dich also nie mehr zu Hause treffen! Hast du den fünften Theil von Goethe's und Schiller's Briefwechsel, so bitte ich dich, ihn mir durch Überbringern zu schicken.

Guter Sonntagmorgen.

H. Heine.

67. An Karl Immermann.

Lieber Immermann!

Trotz einer übergroßen Müdigkeit in Kopf und Gliedern schreibe ich Ihnen dennoch, lieber Immermann, um Ihnen ohne Zeitversäumnis einliegende Bildchen zu schicken, die mir eben der Maler (Syser*) endlich fertig gebracht. Was Ihnen daran mißfällt, sagen Sie, auch können Sie nach Belieben eins oder das andre verwerfen. Sie müssen auch selbst die Unter- oder Überschriften angeben, die der trübselige Campe (wir stehen gar nicht gar zu süperbe) vor der Hand verfertigt hat. Das Manuscript hat seitdem und noch immer der Maler in Händen gehabt, so daß ich es nicht zum zweiten Male durchgehen konnte; es wird wohl nicht viel Zeit zu weiterer Besprechung übrig sein, wenn das Gedicht gleich nach Ihrer Genehmigung der Zeichnungen in die Presse kommen soll. — Und wenn ich es genau bedenke, sind die metrischen Veränderungen, die Sie wohl vornehmen könnten, nicht von der Art, daß der Mangel derselben dem Gedichte in den Augen des

*) Der taube Maler S. P. Syser hatte Illustrationen zu Immermann's „Lulifantchen“ angefertigt, die indess bis jetzt nicht veröffentlicht worden sind.

großen Publikums schaden könnte; denn das große Publikum versteht gar Nichts von Metrik und verlangt nur seine kontrahierte Silbenzahl. Überhaupt sind ganz gute Verse im Deutschen eine Unmöglichkeit. An diese Bemerkung schließt sich meine Dank-
sagung für die Gedichtesammlung — doch missverstehen Sie mich nicht, ich bin voller Bewunderung für einen großen Theil derselben, in poetischer Hinsicht, ich staune ob Ihrer Produktivität überhaupt (ich mache gar keine Gedichte mehr), und nur an
— — — — — hab' ich allenfalls Etwas auszusagen.

„Die Wiege des Königs von Rom“ ist süperbe; die letzten 4 Zeilen hätte ich fortgewünscht. Die Elegien herrlich, auch die Vorsprüche bei jedem Abschnitt — doch wer kann eine Gedichtesammlung in solcher Einzelweise loben oder tadeln! Am liebsten wär's mir, ich könnte mündlich mal mit Ihnen schwätzen. Wird aber nicht so bald angehen. Meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich muß wieder in die Ruhe des Landlebens und in die Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder in Helgoland baden kann. Sagen Sie an Herrn Schnaase, daß der Vogeljäger Bogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, sich bald nach meiner Abreise dort erschossen hat, und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt, daß ihm das

Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Bogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoß noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt.

Dies Alles schrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße spedierte — sagen Sie Das an Schnaase.

Ich bin sehr lebensheiterer Stimmung und habe dem siechen Körper diesen Winter manchen Genuß abgetrotzt — eine Folge solchen Trostes ist meine Müdigkeit in diesem Augenblick.

An Platen denke ich wenig, obgleich ich oft genug an ihn erinnert werde. Man schimpft — und darauf war ich gefasst. Doch regen sich schon einsichtsvolle und unparteiische Stimmen. Wenn Sie irgend eine tüchtige Feder für mein Buch gewinnen können, so unterlassen Sie es nicht; man kann für fremde Bücher mit mehr Eifer die Leute zum Verfechten anregen, als für eigne Bücher. Es könnte noth thun; im Süden, höre ich, rüstet man sich. Was geht's mich an! Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Campe ist ein echter Buchhändler — es ist Alles damit gesagt; es ist eine Sünde, wollte man generöse gegen ihn sein. Sehen Sie sich vor.

Mit Menzel hab' ich seit Jahr und Tag keine

Berührung gehabt; habe ihm mein Buch nicht geschickt, da ich nichts Gutes von ihm erwarte. Haben Sie Nachricht von Beer? Ach, ich bitte Sie, legen Sie es ihm ans Herz, mich in München, besonders gegen Schenk, in der Platen'schen Sache zu vertreten*). Ich verliere nicht gern Freunde, obgleich

*) Immermann schrieb in Folge dieser Mahnung den 2. April 1830 an Beer: „Heine's „Reisebilder“ habe ich gesendet und wünsche Ihr Urtheil zu hören. Er hat sich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geschrieben in seiner kindlich zutraulichen, drolligen Weise. Ihm scheint an Ihrem Wohlwollen Viel zu liegen, er erwähnte Ihrer fast in jedem Briefe. Im letzten schrieb er mir, ich möchte Sie bitten, daß Sie ihn in der Platen'schen Sache gegen Herrn v. Schenk verträten, was ich denn hiemit thue. Seine Replik ist idealiter zwar schwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft produktive Natur, daß man seinerseits thue, was man kann, um ihn zu halten. Und zweitens ist zu erwägen, daß Platen ihn persönlich auf die gemeinste Weise zuerst angefaßt hat.“ — Michael Beer antwortete am 11. April 1830: „Von Schenk habe ich seit längerer Zeit keine direkten Nachrichten, und ich weiß nicht, wie er über Heine's Buch denkt. In der Korrespondenz oder im mündlichen Gespräche will ich später gern den Anwalt desselben spielen, soweit es meine Ehrlichkeit zuläßt. Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, daß ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfaßte. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lektüre seines Buches ange-

ich mir jetzt immer für den kleinsten Freund, den ich verliere, gleich zwei große Freundinnen anschaffe. — Und nun, leben Sie wohl und schreiben mir bald. Die Zeichnungen können Sie direkt an Campe schicken; er versichert mir, Ihr Unmuth beruhe auf Mißverständnis. Ich hab' ihm gehörig den Text gelesen. — Gestern Abend, bei einem Diner, habe ich sehr viel mit dem Theaterdirektor Schmidt über Sie gesprochen; er verehrt Sie sehr. Schreiben Sie nur immer ohne Rücksicht auf die Bühne, überlassen Sie das Bühnengerechtmachen einem Handwerksverständigen, und die Sachen werden besser gehn. So ließe sich der „Petrarcha“ sehr gut aufführen. Ein andermal mehr davon.

Ihr Freund

H. Heine.

Hamburg, den 14. März 1830.

zogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost, wie seine Satire, nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden. Übrigens grüße ich ihn aufs herzlichste, und meine persönliche Neigung für ihn sei noch immer die alte. Ich bitte, schreiben Sie ihm Das.“

68. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 27. März 1830.]

Ich bitte dich, lieber Merckel, mir den Tom Jones (und zwar den ersten und zweiten Theil) nochmal zu leihen und mir denselben, so wie auch die drei Bände des „Phantasmus“, zu schicken.

H. Heine.

69. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 28. März 1830.]

Ich erbitte mir das Blatt des „Freimüthigen“ von dir zurück. Anbei erhältst du auch den zweiten und dritten Theil des „Phantasmus“ retour — hab' doch genug am ersten Theil. Ich bin am Packen.

Ton ami

H. Heine.

70. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 5. April 1830.

Meine lieben Freunde — entschuldigen Sie zuerst die blasse Tinte und dann mein langes Still-

schweigen. Ich würde Ihnen aber doch noch nicht schreiben, wenn ich nicht stachelnde Begier hätte, etwas von Ihnen zu erfahren, wie es Ihnen geht. Ich bin so isoliert, daß Sie in diesem Augenblick die einzigen *pouvoirs intermédiataires* zwischen dem bessern Mir und der bessern Erscheinungswelt sind. Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich seitdem noch mit Niemanden gesprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese nämlich die Revolutionsgeschichte des einen und die Bibel des anderen Verfassers. Das Bedürfnis der Einsamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur sich auch in den Gesichtern der Stadtphilister zeigt und unerträglich gemüthliche Grimassen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden sich die Bäume, die ruhig grün werden und bestimmt wissen, was sie wollen! — Auch ich weiß bestimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus.

Indem ich die vorherige Seite, um zu wenden, mit ruhigem Sand bestreute, bemerkte ich, daß meine Handschrift mit Frau v. Barnhagen's Handschrift sehr große Ähnlichkeit bekommt. Im Grunde ist es auch Unnatur, wenn ich anders schreibe. Sind sich doch unsere Gedanken ähnlich wie ein Stern

dem andern — besonders meine ich hier Sterne, die so recht viele Millionen Meilen von der Erde entfernt sind. Wenn ich nun sage, dass ein Brief von Frau von Barnhagen manchmal Ähnlichkeit mit der Milchstraße am Himmel hat, so liegt dabei auch eine heimliche Anspielung auf die Klagen der Astronomen, die ob des allzu leuchtenden Gewimmels in besagter Milchstraße nicht deutlich genug die einzelnen Sterne heraussehen und betrachten können, und sich die Augen verderben, wie ich, der ich in diesem Augenblick einen Brief von Frau v. Barnhagen vor mir liegen habe. Gleichviel, schreiben Sie, Frau von Barnhagen, mir bald wieder einen jener himmlischen Briefe, woran ich mir die Augen verderbe und das Herz erquicke.

Ich will wieder Sand streuen, und die dummen Gedanken dieses Blattes darunter begraben.

Während des vorigen Monats, besonders seit dem Ende des Karnevals, ist es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlsein, auch mit geistigem Mißbehagen, welches größtentheils durch mein letztes Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, dass man nicht mehr zu Hause

eingezogen lebt, und daß man dem franken, verdrießlichen Leibe so viel Lebensfreuden als möglich abtrozt. Nach solchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernste Arbeitssehnsucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit womit ich Hamburg's Fleischtöpfe und Fleischtöpfinnen, seine Theater- und Ballvergnügungen, seine guten und schlechten Gesellschaften verlassen habe, um mich in Einsamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Überzeugung, daß ich noch anders bin — als die Anderen. Große Vorsätze wälzen sich in meinem Geiste, und ich hoffe, daß auch öffentlich dieses Jahr manches davon zur Erscheinung komme.

Ob man mir zu dergleichen Ausführungen genug äußere Ruhe lassen wird, Das kann ich nicht wissen. Ich darf mich in Betreff der Platen'schen Affaire keiner gänzlichen Sorglosigkeit hingeben. Obgleich ich das bisherige Stillschweigen des Helden zu meinem Vortheil deute, so ist ein allzu frühes Wähnen, alle Gefährdung sei vorüber, eben so feige wie jede Furcht vor Gefahr und jede Überschätzung derselben. Wir glauben nur gar zu gern, was wir wünschen, und wir glauben deßhalb so selten an Gefahr. Der wahre Muthige weiß solche Einflüsterungen seiner Wünsche abzuweisen, eben so wie der Feigling sich ihnen gern hingiebt und, wenn er

etwas Kühnes thun mußte, immer dabei heimlich glaubt, es werde ihm so hingehen. Dieses ist aber Frechheit; — hingegen der Muth täuscht sich nicht über die Folgen seiner Handlungen und erwartet die schlimmsten. Vielleicht erinnern Sie sich, Herr v. Barnhagen, daß Sie selbst Dieses mal gegen mich aussprachen, und Sie sehen, ich habe es nicht vergessen. —

Herr v. Kunoehr, höre ich, ist in Berlin. Mein Argwohn in Betreff des Injurienaufsatzes, der im Brockhaus'schen Blatte stand, konsolidiert sich gegen den Professor Ulrich in Hamburg, den Sie von Berlin aus kennen werden. Das ist sehr schlimm. In dieser Sache kann ich nicht verzeihen. Er steht mit Platen in Briefwechsel. Es ist möglich, daß Platen vor lauter Material nicht zum Schreiben kommen kann. — Ich kann nicht umhin — und Sie werden mich nicht missverstehen — einer Stelle Ihres letzten Briefes zu erwähnen, deren Erwähnung ich nicht mal unterdrücken darf, um so mehr, da sie mir nicht aus dem Kopf will. Ihnen besonders deshalb zu schreiben, hielt ich aber nicht für nöthig, und noch weniger für geziemend. Sie schrieben mir nämlich, daß Sie denselben Tag an Kunkel einen Berliner Artikel für den „Korrespondenten“ geschickt, worin eine zweckmäßige Erwähnung

der besprochenen Polemik. Nun möchte ich doch wissen, ob ich dem kleinen Kunkel Unrecht thue, wenn ich ihm mißtraue — denn er versicherte mich, keinen solchen Artikel erhalten zu haben, und be-
theuert mir beständig seine Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung, die in seinem Bereiche. Senen Artikel erwartend — ich muß jetzt lachen — habe ich es immer noch aufgeschoben, einen Recensionsartikel unter „Gelehrte Sachen“ im „Korrespondenten“ ab-
drucken zu lassen. Das heitere Leben, das ich in der letzten Zeit führte, war Schuld, daß ich Der-
gleichen wenig bedachte. Jetzt bin ich sehr rassuré und will hier mit Muße überlegen, wie man durch solchen Gelehrte Sachen-Artikel und durch eine Buch-
händleranzeige (auch diese ist noch aufgeschoben wor-
den) allerlei Reservative gegen zu erwartende Ver-
unglimpfungen vorausdruckt. Rathen Sie mir dabei.

Aus dem Süden habe ich keine Nachrichten. Dagegen weiß ich, daß man in Norddeutschland noch immer nicht erbaulich über mein Buch zu sprechen ist — aber allmählich frisst es sich durch. Wer hat im „Freimüthigen“ den schönen Aufsatz über mich geschrieben? Ist er von Alexis? — Der hat mir Freude gemacht. Es ist Viel, wie ich höre, über mein Buch geschrieben worden, und zwar zu dessen Gunsten, was durch allerlei Machinationen

von Zeitungsredakteuren zurückgewiesen worden. So z. B. schrieben hier Dergleichen: ein sehr geistreicher Mann, der Dr. Wienbarg (von ihm ist eine Anzeige der Börne'schen Schriften im „Korrespondenten“), und auch der Rektor Nöldke in Harburg, ein freier Protestant. Überhaupt sehr viele freie Protestanten sind enthusiastisch für mich gestimmt, und ich sehe ein, daß ich mir unter dergleichen Leuten sehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wissen, welcher Gegensatz durch Enthüllung jesuitischer Ränke im protestantischen Deutschland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geschehen, daß ich unter den evangelistischen Leuten einen Anhang bekäme. — So viel weiß ich, die Jesuiten glauben, daß sie die protestantischen Pietisten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in diesem Wahne (denn sie irren sich wirklich) unterstützen und befördern sie den Pietismus. Dessen habe ich mich in Baiern überzeugt. — Politisches will ich heute und vielleicht auch nächstens nicht schreiben. Über Frankreich denk' ich Manches, um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las: daß der jetzige König und die Familie Polignac die Ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrierten. — Meine Adresse bleibt dieselbe; meine Mutter besorgt mir die Briefe hierher.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert, und
leiben Sie freundschaftlich gewogen
Ihrem gehorsamen

H. Heine.

71. An Karl Immermann.

„Änderungs-Vorschläge zum „Tulifantchen“.*)

Erstes Buch.

Erstes Lied.

- S. 11. Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland &c.

Die Endungen der Verse wollen mir nicht

*) Die Seitenzahlen beziehen sich auf die älteste Auflage (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830). — Die von Heine empfohlenen Änderungen wurden von Immermann fast sämmtlich ausgeführt. Letzter schreibt darüber an Michael Beer unterm 3. Mai 1830: „Heine schickt mir vier enggeschriebene Bogen über „Tulifantchen“ mit (meist metrischen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr sind. Sie sollen noch benutzt werden. Dieser Beweis von Antheil hat mich natürlich sehr erfreut, und ich muß ihm daher schon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten.“

zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant zc.

S. 12. Seht Ihr dort

.....
Zenes Mäuerchen, zwei Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holzthür?

Das „chen“ als lange Silbe, wenn „zwei“ als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut „Mäuerlein“ setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

S. 12. Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Thür ist eine Thüre,
Und die Mau'r umgiebt, die Thür
Öffnet den Kartoffelkeller.

Den dritten Vers versteh' ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und rufte: (?)

Zweites Lied.

S. 14. Christoph, Don Christoso
Soll er heißen; wie Sankt Christoph zc.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig; soll's etwa „Christoforo“ heißen?

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin

.....

Und er sprach zu ihr bedeutend:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes,
„bedeutjam“ setzen; es klänge mit der folgenden
schweren Trochäusendigung gut zusammen.

S. 16. Denn ich seh' des alten Hauses

— | — | — | — |

Zunge Hoffnung winken glanzreich!

• Denn ich seh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag' ich vor.

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein
mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

S. 18. Dieser Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch besser und dürste doch
dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

S. 18. Nimmer baut des Hauses Ehre

Solch chinesisches Teufelchen.

Nimmer kann zu Lehen tragen

So ein Würmchen Vatererbe!

Besser wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.

S. 20. Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe,
Hohes Wesen, Das geschehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht
„hohes Wesen“ angeredet werden.

S. 21. Rieben ängstlich sich die Augen.

? Etwa: „Und sie rieben sich die Augen.“
(Wär' auch episch einfacher.)

Viertes Lied.

S. 12. Willst zu den Lilliputtern

Du wandern gehn, dein Schwert dort abzu-
füttern?

Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr
nach der Keimnoth. Haben Sie keinen Reim auf:
Lilliputten oder Lilliputanern? („Willst zu Lilli-
putanern?“ klänge, obschon schlecht, doch immer
besser, als „füttern.“) Das Ganze ist aber köstlich;
drolliger Ernst.

Fünftes Lied.

S. 24. Tulifant, der Vater, siset,

Rüstet's Schwert dem tapfern Söhnlein.

Außer der Härte des „Rüstet's Schwert“
mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.

S. 25. Edle Donna, nun beweiset

Muth, gleich der spartan'schen Mutter!

Denn es geht zum Scheiden jezo,

Doch es geht in hohe Thatbahn!

Soll das „Doch“ nicht ebenfalls „Denn“
heißen?

Siebentes Lied.

S. 32. Liebend mit Nixe kost' er.

„Mit der Nixe“ soll's wohl heißen, ist ein Schreibfehler.

S. 33. Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trogig rief er zc.

Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?

S. 34. Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.

„Noch nicht?“

S. 34. Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette zc.

Ich wünschte ein anderes Wort für „kraftlos,“ damit an dem hübschen epischen Beiwort „die kräftige Brünette“ Nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.

Besser wär' wohl „Irrthum.“

S. 36. Dieser Baumflock ist Regale.

Oder heißt es „Baumfleck?“ Undeutlich geschrieben.

S. 37. Denn so hieß die Stadt, die große.

Wir gefiele besser: „die große Stadt.“

Achtes Lied.

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.
Ich schlage vor: „Reichskronwürdenträgerinnen.“

S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette
Allzu hart!

S. 39. Statt: Doch die Premierministerin
Tauschet durch des Zuges Falte.

würde ich setzen:

Aber die Premierministerin zc.,

Premier als Sambus gebrauchend.

S. 40. Unablässig flog die Wilde
Um die Fürstin, um die Krone, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Scepter, Hermelinfließ. (um die
Krone).

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der
Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art
Steigerung.

Ich kann manche Verse, wie etwa:

S. 40. „In der Linken den Reichsapfel,“
„Der bemeldete Reichsapfel“

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Princip des
Zeitmaßes statuieren will, und ich muß wirklich ge-
stehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht wider-
steht, indem das Aussprechen des Wortes „Reichs-
apfel,“ besonders da eine kurze Silbe vorherging,

zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Thränen
Einem schönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.

Neuntes Lied.

S. 44. Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug geleckte Fressen,

Etwas stark unedel!

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit
beschrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. Opfer seiner Leidenschaften,
Haucht der Wüthrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

Paßt nicht zum Tone des Ganzen.

S. 46. Statt: Sprach die Premierministerin
Sprach jetzt die Premierministerin.

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentierte knixend
Sie den Helden Grandiosen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern?
Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir
nicht.

Zweites Buch.

Erstes Lied.

Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die Whims. Nur ein Wort mißfiel mir, nämlich „belleiben.“

Zweites Lied.

S. 57. Blut'ge Steine! Rother Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rothe Bett von Rasen.

Das Beiwort „schwarz“ mißfällt mir hier, weil der „rothe Rasen“ ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlage vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu setzen.

S. 61. . . . denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel.

Ich schlage vor:

. . . denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.

S. 61. Eine welthistor'sche Stimmritx'

Was ist Das?

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute
Es wäre einfacher und kindermärchenhafter,
wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will.

S. 64. Bauer, Schläfer stehn im Schutze u.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wieder-

holung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schläfer helfen will u. s. w. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutz'gem Athem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied.

- S. 67. Rathet mir, von wem er's kaufte? (mir)
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schläge vor: „Geldes brauchte.“

- S. 69. Macht's auf Ehre ganz charmant.

Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgejoffen) klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied.

- S. 78. Einen tiefen Blick heut Abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.

- S. 79. Noch drei Tage soll sie leben,
Nach drei Tagen soll sie dran!

Wär' nicht besser: „sterben?“

Fünftes Lied.

- S. 80. Was den Helden nur verdrossen?
Was den Muth ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bildungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug giebt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdross den Helden?

Was hat ihm den Muth verdüstert?

S. 81. Mir gilt's gleich, wenn Tulifantchen
Ewig sitzen bleibt im Walde,
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildlein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: „Schwertlein, Schildlein dort verrostet.“ Es versteht sich, daß das „dort“ ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert
dir?

Lahmt Dein unvergleichlich Kampfsross?

Ich würde das „dir“ im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann, statt „unvergleichlich,“ ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als „lich“ ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.

S. 83. Schon drei Tage lagr' ich zc.

.....
Schon drei Tage klopf' ich zc.

.....
Schon drei Tage fordr' ich schlachttheiß

Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich;
Sitzt er auf der Mau'r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's.
Seine Augen übersehn mich 2c. 2c.

Fast sollt' ich glauben, es sei hier ein Abschreibefehler; die unterstrichenen Verse müßten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

.....
Mir herab auf Schwerteskampfstreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tüpto;
Seine Augen übersehn mich 2c. 2c.

S. 83. Seine großen Ohren hör'n nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.
Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

S. 83. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.
Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.

S. 84. Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chofiert. Auch vier reine Trochäen!

S. 85. Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, 2c.

„Sir“ ist nicht zu statuieren. Schiller ge-
braucht es in „Maria Stuart“ aus Unwissenheit.
„Dieser Sir“ kann man gar nicht sagen. Statt
„Sir“ müssen Sie „Gentleman“ setzen.

S. 86. Jener Sir sprach denkend also zc.

„Der Sir“ kommt nochmals vor.

S. 88. In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich,

Dass beide männliche Versendungen auch
assonieren, tadle ich.

S. 89. Und ein Streif von rothem Lichte
Zog sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

.
Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort „göttlich“ will mir bei
einer Fee nicht munden.

Sechstes Lied.

S. 90. . . . (Der Riese saß)
Traurigkeit im finstern Auge
Über seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer
rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen,
und des verständlichern Klangs wegen würde ich die

Apposition nicht hinzu setzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befaß dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96) finde ich doch zu sehr überladen.

Siebentes Lied.

S. 101. das Gesicht

Glich, ein wenig abgeschmakt zc.

S. 101. der Sir aus England.

S. 101. Die Leidträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistress.

„Mistress“ kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht „die Mistress,“ sondern „die Lady“; ich würde vorschlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.

S. 103. Ach, mein Ross, mein liebes Rösslein! (Ross!)
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Rösslein“ kagen lassen. Dasselbe gilt nachher:

S. 103. Ach, mein Rösslein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge besser:

. . . . Ach, mein Ross,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zucladoro!

S. 104. — daß wir durch keinen Sieg

Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre
mir ein andres Wort mit einer gütigeren, langen
Silbe viel lieber.

Drittes Buch.

Vorspruch.

S. 107. Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.

S. 108. Unter deinem milden Scepter
Lebt sich's herrlich und vortrefflich.

Das „sich's“ ist zu hart; besser „man.“

Erstes Lied.

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Todten,
Kennt die Todt' im falt'gen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

„Die Todt'“ würde ich nicht sagen; das „e“
darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.

Zweites Lied.

S. 115. Aber ach! die Liebe gleicht

.....
Eine Blüthe, Augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch Augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des „duftenden“ Blickworts ist jedes andre eben so gut, doch das Wort „verwittern“ drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied.

S. 121. Dein Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachslehnd sein Antlitz wendet!
Zu hart!

S. 121. Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb' und Stimmung ist das Wetter.
„sehe, o i“ — ein raffinierter Hiatus!

S. 124. Jetzt wisse, daß ein Zwang war
Die Heirath. Sie befahl, ich folgte dankbar.
Diese Reime mißfallen mir; zum Spaß gebe
ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime
empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt' ich mich — ich that, was meines
Rangs war.

Viertes Lied.

S. 126. Polizeisoldaten suchen,
Better Hinz schlägt Better Runzen
Auf die Schulter 2c. 2c.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.

S. 126. Die Frau Premierministerin
Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor.

Zu hart!

S. 127. Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anräumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:
Die ein Sterblicher sich anräumt.

Die Verse, S. 127: (Lulifantchen)

Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.

Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg. Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemüthszustände, in Dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eignen Worten referiert.

Fünftes Lied.

S. 129. „vorlocken“ (gar die Sonne lockt vor) statt „hervorlocken“ möcht' ich nicht billigen.

- S. 129. Aus den Seufzern
Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor zc.

Verwerflicher Vers. Das „der“ als lang
zwischen „sich“ und „Luft,“ die kurz gebraucht
werden, ist nicht zu tolerieren.

- S. 130. (Die langen Wolkenstreifen,)
Die ihr Alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und thöricht,
Dass sie euch zu sagen schienen zc.

Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:

Die ihr Alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und thöricht zc.

- S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und
„pred'gen“ zweifilbig annehmen, schlosse sich die
Periode viel besser.

Sechstes Lied.

- S. 133. (Denn heut ist Johannisabend,)
Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürstet ab den Kazenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:

Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Kazenglimmer bürstet,

Und, um auszuruhn vom Pochwerk,
Auf die Felsenkant' sich hinsetzt.

Das Wort „dahlen“ (S. 135) scheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von pudig winziger Courtoisie wären hier an ihrer Stelle.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Setzt die silberblühnde Wolke.

Ich würde „Ross“ statt „Rosse“ setzen.

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirthschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blüthenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske In=Dhnmacht=fallen des verliebten Elfhens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die „Jüngst“ statt „die Jüngste“ „schreind in Dhnmacht“ statt „schreiend“:

S. 137. Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnde Excellenzen.
Die Sikaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Thau; (?)
Doch die Jüngst', ein schönes Kind
Mit dem weichsten Herzen, fiel

Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Excellenzen.
Die Cicaden machten Pause,
Voll Bestürzung durch einander
Kannen zagend die Libellen;
Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenstehender Art,
den Schrecken der Versammlung nicht zu stark
schildern, wird das In-Ohnmacht-fallen der Kleinen
desto hervorstechender. Dann müßten auch etwas
gemildert werden die Verse:

S. 136. Sprach's. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken.

Siebentes Lied.

S. 142. Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Um sich, über sich, empor
Er in Fee-Libellens Augen,
Er in Rosalindens süße,
Klare, himmeltrunkne Auglein.

.....
..... sah er

Um sich, über sich, empor
Nur in Fee Libellens Augen,
Nur in Rosalindens . . .

.....

S. 143. Sich „zu“ einem Palaßt verwandeln,
statt „in“?

Wandsbeck, den 25. April 1830.

Ich denke, lieber Immermann, Sie werden die Andeutungen, die ich auf die vorhergehenden Blätter gekritzelt, leicht begreifen und in keiner Hinsicht missverstehen; da Sie gewiß noch ein Brouillon des Gedichtes besitzen, werden Sie mit dessen Hilfe bestimmen können, was in Ihrem Manuscript etwa zu ändern wäre. Ich wollte mir und Ihnen das nochmalige Hin- und Herschicken desselben ersparen.

Nachdem es mir Campe auf 14 Tage vertraut, will ich es ihm morgen wieder zurückstellen. Ich hätte Ihnen schon früher diese nebenstehenden Blätter geschickt, wenn es mir weniger Mühe gekostet hätte, ein Gedicht, dessen Lektüre mich poetisch bewegte und manchmal berauschte, auch zugleich mit nüchternen Metriferaugen durchzuschnüffeln. Ich muß Ihnen jetzt noch stärker, als vorher, meinen

Beifall aussprechen; ja, ja, das Gedicht ist vorzüglich, voll echten Humors, bestimmte, überraschend bestimmte Gestaltungen enthaltend, und, wie ich jetzt glaube, auch metrisch gut genug. Wenigstens, neben den metrischen Mängeln enthält es auch metrische Vortrefflichkeiten, die aus der Seele, dem Ursitz der Metrik, hervorgegangen sind, die kein Graf Platen mit all seinem Sitzfleisch (dem Aftersitz der Metrik) hervordreheln könnte. Überhaupt möchte ich diesem Letzteren seine metrischen Verdienste nicht allzu hoch anrechnen; aus Perfidie ließ ich sie gelten, der scheinbaren Gerechtigkeitsliebe wegen. Auch die Metrik hat ihre Ursprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetischer Stimmung hervortreten, und die man nicht nachahmen kann. Sie, lieber Zimmermann, sündigen oft genug gegen die äußern Regeln der Metrik, die man allenfalls auswendig lernen kann; selten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens. Besonders zeigt sich Das in Ihren Cäsuren; diese, das geheime Athemholen der Muse, dessen kürzeres oder längeres Anhalten nur Derjenige kennt, der in ihren Armen träumte — Das ist Ihre metrische Force, wie sie sich besonders in Ihren Sonetten gegen Platen zeigt. Gott weiß, in wessen pedantischen Armen Dieser sich die Metrik abflaviert, die er nur im Wiegen der

Silben ergriffen hat. — Gestern schickte mir Campe das neueste Blatt des „Kometen“, worin von Herloßsohn (den ich gar nicht kenne) mein Buch vertreten wird. Ein toller Druckfehler, der mit rother Kreide in dem Blatt, das ich erhalten, — wahrscheinlich von dem Verfasser selbst — verbessert ist, injuriert Sie; Das verdarb mir die halbe Lust. In einem ähnlichen Aufsatz des „Freimüthigen“ glaube ich Häring's Feder zu erkennen. Allmählich werden die Leute vernünftig, aber nur allmählich. — Campe reist Ende dieses Monats nach Leipzig. Ich lebe isoliert auf dem Lande, unter französischen Revolutionsmemoiren und großen Bäumen, die allmählich grün werden. —

Behalten Sie mich lieb!

Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Bei Wittwe Heine, Geb. von Geldern,
Neuerwall, Nr. 28 Lit. D. in Hamburg.

72. An Friedrich Merckel.

Lieber Merckel!

Ein unvorhergesehenes Ereignis (worüber wir mündlich sprechen wollen) nöthigt mich, persönlich

(nämlich übermorgen) eine kleine Reise zu machen, von welcher ich erst nach vierzehn Tagen zurückkehre. Kannst du mir bis dahin zehn Louisd'or leihen? Du erzeigst mir dadurch einen großen Gefallen und ersparst mir unbequeme Gänge und Opfer, die jenen Betrag weit übersteigen. Laß mir aber umgehend wissen, ob du meinen Wunsch gewähren kannst und wann ich dich morgen zu Hause treffe.

Dein Freund

H. Heine.

Wandsbeck, den 4. Juni 1830.

73. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 11. Juni 1830.

Obgleich ich Ihnen, lieber Herr v. Varnhagen, schon diese Tage geschrieben habe, so kann ich doch nicht umhin, das beikommende Büchlein und den Brief des Verfassers*), den ich erst gestern erhielt, an Sie zu befördern. Das Büchlein besitze ich bereits seit 6 Monat, und obgleich ich die meisten

*) Franz Freiherr v. Gaudy hatte seine, 1829 zu Glogau erschienene Gedichtesammlung „Trato“ mit einem freundlichen Begleitschreiben an Heine übersandt.

Gedichte schon in metrischer Hinsicht, besonders die holländischen Bilder, vortrefflich fand, so zögerte ich doch bis vor 2 Monat, ehe ich dem Verfasser antwortete — und ich glaube aus kleinlichem Unmuth gegen Alles, was nach Noblesse riecht. So mußte eine liebe Freundin, ja eine Freundin, die ich so wie meine Seele liebe, sehr viel Murrjinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Komtesse ist und zu adlig fatalster Sippschaft gehört. Das ist die Krankheit, und deren ich mich schämen muß. Denn z. B. jene Freundin (warum soll ich den Namen verschweigen — Tutscheff mit Frau und Schwägerin haben mich rührend liebevoll hier aufgesucht auf ihrem Wege nach Petersburg), jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Versänglichste offen beantwortet. Durch Zusendung desselben möchte ich Sie für Mann und Buch interessiren und Ihrem Ermessen unmittelbar anheim stellen, wie weit Ersterer ein Interesse verdient. Haben Sie also mal einen Schnitzel Zeit übrig, so widmen Sie ihn einer kurzen kritischen Besprechung dieses Buches, wie Sie es bei so Manchem gemacht, den Sie nicht kannten vorher, z. B.

bei mir. Freilich, diese Zuführung eines andern lahmen Poeten mahnt mich an den gutmüthigen Heilkundigen in Tieck's „EVENNENKRIEG“, den der geheilte Budel aus Dankbarkeit an den hilfsbedürftigen Spitz rekommandiert.

Frau v. Barnhagen grüße ich herzlichst, so wie auch Roberts. Ich hoffe diesen Winter in Berlin zuzubringen, wo ich den Vortheil habe, an meine Freunde denken zu können, während ich ihnen persönlich ins Gesicht sehe. — Für die Notiz in der „Allgemeinen“, die ich Ihnen beimesse, danke ich. Ich lasse sie im „Korrespondenten“ abdrucken. — Diesen Brief erhalten Sie vielleicht etwas spät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht. Es soll nun in Deutschland Nichts schnell gehn, und selbst die Begeisterung soll sich nur im langsamen Schneckenang bewegen. Es hat gewiß sein Gutes. Z. B. die französische Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die korrespondierenden Jakobinerclubs sich langsamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutschen Demagogen. Es lebe die Buchhändlergelegenheit! Sie ist eine langsame Sicherheitsanstalt, und durch diese erhalten Sie die freundlichstlichen Grüße

Ihres

H. Heine.

Ich bin doch kein rechter Deutscher! es dauerte mir zu lange, als ich von dem Buchhändler erfuhr, dass er diesen Brief in der kurzen Zeit von 2 Monat über Leipzig nach Berlin befördern wollte. Ich schicke Ihnen daher diese Zeilen mit der Post, und das darin erwähnte Büchlein des Baron Gaudy nebst dessen Brief erhalten Sie durch einen Schnellpostreisenden, der gestern Abend von Hamburg nach Berlin abreiste. Obgleich ich keine Staatsgeheimnisse schreibe, so kann ich eigne Briefe doch nie mich überwinden durch sogenannte Güte zu befördern.

Das Wetter erlaubt mir erst Ende dieser Woche ins Bad zu reisen. Ich befinde mich öde gestimmt, kopfleidend und zu Nichts aufgelegt. Ich habe ein wüßt lieblos fatales Jahr verbracht! Möge meine Stimmung und Stellung sich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich fesseln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, selbst wenn ich mich dazu entschlösse.

Ihr armer Freund

H. Heine.

Den 21. Juni 1830.

74. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 16. Juni 1830.

Schönes Wetter erharrend, bereite ich mich wieder zu einer Badereise nach Helgoland, und diese Zeilen sollen dazu dienen, mir baldigst einige Nachrichten von Ihnen, lieben Freunde, zu erwerben; ich lebte die letzten Monate so isoliert, daß ich um so dürstender wünsche, Etwas von Ihren jetzigen Zuständen zu erfahren. Wenn Ihr Brief (die Adresse bleibt dieselbe) mich nicht mehr hier träfe, so würde er mir auf dem noch isolierteren Meerfelsen Helgoland nicht minder willkommen sein. Für Ihren letzten Brief vom 16. April danke ich Ihnen, so wie auch für die Übersendung des Zinzendorf's, der mir so unbequem entgegentrat, wie manche verdrießliche Personage, die uns von einem besten Freund, mit den triftigsten Rekommandationsschreiben, über den Hals geschickt wird. Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für alle Mal nicht ausstehen, und daß Sie ihn so gut equipiert haben, verdrießt mich noch am meisten. Er mischt sich in eine Gesellschaft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sopha Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revo-

lution, Memoiren und Dgl. und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit ihrem frommen Gepiepe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigste, nämlich den Schreibstil, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar; Zinzendorf selbst würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht nebenher ein bischen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dûpes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil schreiben können. — Ich ärgere mich, dass Sie Zeit und köstlichstes Darstellungstalent an das Unerpriessliche verschwendet. Lässt die Todten ihre Todten begraben, und die Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiss ein Heuchler; und in der That, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Lust und Freiheit konnte das Zinzendorfsche Gebäude nicht sein, als dass nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen mussten.

Stilistisch habe ich wieder Viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31. und

32. Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaß. Daß Goethe sich darin, mehr als je, von dem bestimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichst ausläßt, daß er neue Formen des Unbestimmten ausprägt (der unbestimmte Artikel „ein“ in ängstlicher Anwendung gehört dazu), daß er ferner eine konventionelle Gesellschaftsprache für die Deutschen begründet und somit manchem fühlbaren Mangel abhilft, Dergleichen und mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anspruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Barnhagen; doch allzu bestimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbestimmtheitsucht wohlthätigst entfernt. (Ich habe diesen Morgen schon viel geschrieben, wo sich die goethische Superlativität beständig in meine Perioden drängte — so ansteckend ist eine Schreibgrimasse!)

Als Retourwaare kann ich Ihnen in 6 Wochen die 2. Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder“ schicken. Die Veränderung, die ich drin vornahm, ist gewiß ein Zeugnis meiner inneren Demuth und meiner Liebe für das Bessere; ich habe nämlich unter den 88 Liedern der „Heimkehr“ diejenigen ausgeschieden, die den Schwachen im Lande als anstößig erscheinen könnten, und ersetzte sie aufs tugendhafteste;

die folgenden spanischen Romanzen und die grellen Samben unterdrückte ich ganz; in der „Harzreise“ habe ich ebenfalls alles Allzuherbe ausgemerzt; und somit den gewonnenen Platz mit der 2. Abtheilung der Seebilder gefüllt. Das Buch gewinnt dadurch an Symmetrie und Präsentierbarkeit. Im zweiten Bande werde ich die mangelnden Seebilder und die „Berliner Briefe“, die ich wegschmeiße, durch Darstellungen aus England, so Sie schon kennen, ersetzen. Im dritten Bande wird auch der Graf herausgeschmissen, und somit, denke ich, werden die „Reisebilder“ ein respectables Standwerk. Mein Genius bedroht mich freilich mit einem vierten Band — ich weiß noch nicht, ob ich mich in solch Schicksal christlich ergebe. — Die Notiz im „Korrespondenten“ über einen Platen'schen Proceß*) habe ich selbst befördert, als ich hörte, daß ein Graf Fugger in Berlin die Plateniana in solcher Hinsicht betreibe. Die Noblesse hat Geld zusammengeschoffen, weiß

*) Der „Hamburger Unpart. Korrespondent“ Nr. 79, vom 18. Mai 1830, brachte aus „Frankfurt, den 13. Mai“, folgende Notiz: „In Anlaß der heftigen satirischen Ausfälle, die sich der Verfasser der Reisebilder, Dr. H. Heine, gegen Ende v. J. wider den deutschen Aristophanes, Grafen v. Platen-Hallermünde, erlaubt hat, gedenkt Lestterer, dem Vernehmen nach, bei dem k. Kammergericht in Berlin eine desfallsige Injurienklage geltend zu machen.“

aber noch nicht, was sie damit anfangen soll. Es wäre mir erwünscht, wenn dergleichen Volk einmal in corpore gegen mich aufträte und die 13 Bühnendichter=Dummheit*) gegen mich losließe.

Leben Sie wohl, behalten Sie, Frau von Varnhagen, mich besonders lieb und theuer. Ich liebe Sie Beide sehr — habe aber nicht genug Papier, um zu sagen, wie.

H. Heine.

75. An Karl Immermann.

Helgoland, den 10. August 1830.

Lieber Immermann!

Täglich das Brieffschreiben aufschiebend, muß ich mich jetzt in aller Eile zum Schreiben entschließen, da das Schiff, womit ich diese Zeilen befördere, in einigen Stunden absegeln will, und ich mich mit Schrecken erinnere, daß ich vor vier Wochen an meine Schwester nach Ems schrieb, bei ihrer Reise durch Düsseldorf solle sie noch bei Ihnen einen Brief von mir vorfinden. Ich hoffe,

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe Nr. 39 auf S. 102 f. dieses Bandes.

dass Einlage nicht zu spät eintreffe, und bitte Sie, solche bei Vorfordern an meine Schwester zu übergeben. Ich kann nicht umhin Ihnen zu bemerken, dass Letztere, Frau von Embden, unsäglich von mir geliebt wird, dass ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bei Brüdern selten sind, zugethan bin, und dass ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als Das, was mir selbst erzeigt wird. Die junge Dame ist leider sehr krank. — Mit meiner Gesundheit sieht es dies Jahr besser aus, und ich bade hier zur Befestigung derselben.

Leider habe ich, außer der allgemeinen Weltgeschichte, noch so viel Privatgeschichten um die Ohren, dass ich die letzten Monate fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage. Ich glaube, wenn ich nach Nova-Zembla ginge, würde ich dort von Sängern und Tänzerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich die Eine kaum abgefertigt, als mir die Andere schon über den Hals kommt. Wie viel Privat-Bühnenkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann. Ich fürchte, ich gehe am Ende unter die Bühnendichter und werde ein Komödienzettelmann; freilich, mit dem

großen Raupach würde ich um die Herrschaft über Hanswurstchen tüchtig kämpfen müssen —

Ich komme wegen Deyri,
Gieb, ungetreuer Vormund, Deyri mir!

Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekostet, da man mir mit Processen drohte, und ich — der ich zur Exceptio veritatis entschlossen war — beständig schlagfertig mit Daten und Witzten Stand halten mußte. Dergleichen lang' im Kopf halten müssen, ist Anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jetzt erscheint mir das Ganze wie ein literarisches Märchen. — Ihr „Kölnischer Karneval“ hat mir viel Unterhaltung gewährt, und ich staune über Ihre Meisterschaft in der Prosa und im epischen Entfalten. Ich will diesen Herbst ebenfalls mal eine Novelle schreiben. Sollen wir gemeinschaftlich einige herausgeben? — Mit Vergnügen sehe ich dem Erscheinen Ihres „Tulifantchen“ entgegen. Als Sie mir auftrugen, dafür zu sorgen, daß das Manuscript Ihnen zurückgeschickt werde, war Campe eben nach Leipzig gereist. Wie sich von selbst versteht, band ich es seinem Geschäftsführer auf die Seele, ihm Ihren Wunsch gleich zu melden; in meiner Gegenwart schrieb er deshalb an Campe — und als Dieser nach einigen Wochen zurückkam, wollte er anfänglich von Ihrer

Ordre Nichts wissen und gab er vor, das Manuscript zum Druck nach Nürnberg geschickt zu haben.

Ich merkte wohl, daß eine Nücke gegen Sie zu Grunde lag, Sie können sich meine Wuth denken; in meiner Gegenwart mußte sein erster Kommiss erklären, ihm wegen Zurücksendung des Manuscripts gleich geschrieben zu haben, ich sorgte, daß Campe jetzt gleich desßhalb nach Nürnberg schrieb; er versprach, wenn schon Etwas gedruckt sei, auch wegen der kleinsten Ändrung, die Sie wünschten, Kartons drucken zu lassen u. s. w. Ich hoffe, daß sich Alles zu Ihrer Zufriedenheit gestaltet. Ihnen damals noch besonders desßhalb zu schreiben, verschmähte ich; theils weil ich mir einbilde, daß Ihr Vertrauen gegen mich zu groß ist, um mir auch nur die levissima culpa beizumessen, theils auch weil ich die alten Klagen über Buchhändlermisère nicht wieder und wieder käuen wollte. Es ist mit diesem Volk nicht fertig zu werden, und da sie Alle Nichts taugen, so ist bei Veränderungen auch kein Segen. Indolenz und gemeinsames Intresse ist jetzt das Einzige, was mich an Campe bindet. Wenn ich mich je von ihm wende, so ist es aus Depit wegen seines Undanks. Genug davon.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald,

per Adresse meiner Mutter, und bleiben Sie mir gut.

Ihr ergebener Freund

H. Heine.

76. An Friedrich Merckel.

Ich bitte dich, lieber Merckel, mir, auf ein paar Tage, den letzten Theil des Don Quixote, die Ilias 1^{ter} Band, und das neue Testament zu leihen; ich werde dir solche nebst dem dritten Theil Fielding's, den ich noch von dir habe, zusammen dieser Tage zurückschicken. — Ich wohne jetzt bei Dr. Kluth auf dem Neuenwalle.

Guten Morgen wünschend

Hamburg, den 9. Okt. 1830.

H. Heine.

77. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 19. November 1830.

Lieber Varnhagen!

Ich weiß kaum, wie ich es verantworten kann, dass ich Ihnen so lang' nicht geschrieben, obgleich

ich zwei Briefe unterdessen von Ihnen erhalten. Der erste, den ich zur Naturforscherzeit erhielt, erlabte mich ungemein, da nicht bloß Frau von Barmhagen, sondern auch Sie auf das menschlich-weichste sich darin aussprachen; Dies ist das höchste Zutrauen, und ich werde immer dafür dankbar sein, indem ich Ihnen auch meinerseits kein verhülltes Herz zeigen will. — Sie sollen es immer sehen mit allen Wunden, ja mit allen Flecken und unverklausuliert. Ich habe freilich schon erlebt, daß die Freunde nur die Wunden und die Flecken sahen und nicht die Glanzpartieen, auf die ich sie nicht besonders aufmerksam machte und deren Kenntniß ich bei ihnen voraussetzte. — Seit vorigen Frühling habe ich Ihnen nicht geschrieben und habe Ihnen daher mit kurzen Worten nachzuberichten, wie es mir seitdem ergangen, äußerlich und innerlich, und wie es mir noch geht.

Wie es Vögel giebt, die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, vorausahnen, so giebt's Menschen, denen die socialen Revolutionen sich im Gemüth voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zu Muth wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende Juli. Ich befand mich frisch und gesund und konnte

Nichts treiben, als Revolutionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwei Monat badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verstände sich Das von selbst, als sei es nur eine Fortsetzung meiner Studien. Auf dem Kontinente erlebte ich die hiesigen Ereignisse, die einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnten. Nichts desto weniger, gestört von allen Seiten, unternehme ich es, ein zeitbeförderndes Büchlein, aus schon alten Materialien, auf die Beine zu bringen; ich betitelte es „Nachträge zu den Reisebildern“, ich hab' es schon seit 14 Tagen nach Leipzig, wo es nämlich gedruckt wird für Hoffmann & Campe, geschickt, und denke, dass Sie es in 3 Wochen sehen. Sie werden sich nicht täuschen lassen durch meine politische Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, dass das Buch ganz von früherem Datum sei. In der ersten Hälfte sind etwa drei Bogen schon alt; in der zweiten Hälfte ist nur der Schlusssatz neu. Das Buch ist vorzüglich so einseitig. Ich weiß sehr gut, dass die Revolution alle socialen Interessen umfasst, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristo-

cratie bourgeoise noch weit mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern tragen. Ach! trage ich doch noch schlimmere Dinge!

Seit 8 Tagen plagen mich Kopfschmerz und Ärger. Im Herzen fühl' ich mich sehr frei und frisch, und denke noch Großes zu thun. Aber täglich verdüstert sich mehr und mehr meine äußere Lage, und die Studien, die mich so stark ergriffen, und obendrein die Weltereignisse haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich selbst verantworten kann. Dazu kommt, daß ich manchmal wie mit Blindheit geschlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ. — — Dies Alles ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so daß ich in Geldsachen nicht difficil war und gern Etwas sacrificierte, literarischer Interessen wegen. Denn in Beförderung dieser letzteren giebt es keinen besseren Verleger, als Julius Campe, und wenn es nur irgend möglich ist, behalte ich ihn auch deshalb. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite

wohl beizukommen gewusst, und ich muß ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich sehe aber ein, daß ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im Nothfall, bedacht sein muß. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. (Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen.) Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbecome Leben mit all' seinen plebejischen Nöthen zu verlassen. — Ihren materialistischen Arzt habe ich noch nicht gelesen; nächster Tage, wo dergleichen heterogene Lektüre nicht störsam in meine Arbeiten einwirken kann, will ich ihn vornehmen. Von den „Briefen des Verstorbenen“ habe ich jetzt, mit Vergnügen, den ersten Theil gelesen. Vorher las ich Ihre Recension, und wie ich mich denn immer blindlings auf Sie verlassen kann, habe ich in der

Vorrede meines Buches jener Briefe auf eine Weise erwähnt, die gewiß zu ihrem Bekanntwerden am förderlichsten ist. Jetzt sehe ich, daß Sie Recht haben, und ich bin mit meinem eignen Lobe ganz einverstanden. Wer ist denn der Verstorbene? Wir können Sie es sagen, der ich ebenfalls todt bin und nur noch durch das Essen und den täglichen Ärger mit der lebenden Welt zusammenhänge. Mein Buch wird Seiner todten Durchlaucht sehr gefallen, mein Demokratismus wird diesen Adligen wenig verlegen da er nicht, wie die andern, auf seinem Stamm- baum zu stehen braucht, um über die gewöhnlichen Köpfe hervorzuragen. Noch besser wird ihm das Religiöse im Buch gefallen. Er hat die Frömmler köstlich gezeißelt.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie und unsere theuere Rahel, an die ich so oft denke; ich bin die langen Abende immer zu Hause, und wohne in großen, schönen, erinnerungsfüchtigen Zimmern. Sie, Barnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können, als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Nothfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich, des Inhalts meiner Schriften wegen, so bald ich transagieren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessieren könnte. Nächstens

mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.

Ihr ganz ergebener

H. Heine.

An Ihre recensirende Güte bin ich schon so gewöhnt, daß ich fast zu danken vergaß für die Kritik der 2. Auflage der „Reisebilder“. Ich danke aber fühlend.

78. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 30. November 1830.

Lieber Varnhagen!

Ich muß meinem letzten Briefe noch einige Zeilen nachschicken, die Ihnen zwar nichts sonderlich Erfreuliches über meine äußeren Verhältnisse sagen können, die Ihnen aber jede Beunruhigung in Betreff derselben benehmen sollen. Ich wünschte nur, daß Sie die Sorgen kennen mögen, die mich in mißlichen Stunden beängstigen; Ärger, Ärger über eigne Unbeholfenheit, Fehlgriffe und Dummheit quält mich noch viel mehr, als die positive Noth. Sie haben keinen Begriff, wie sich alles Verdrießliche bei mir anhäuft, und wie die nasstkalten Besorgnisse sich mir ans Herz legen und alle Feuer-

blumen darin verlöschen machen! In dieser Stimmung habe ich diese Tage noch einen Schluss zu meinem Buche geschrieben — denn mein Verleger, der mein Buch in Sachsen drucken lässt und mir versichert hatte, es ginge dort Alles durch die Censur, kommt plötzlich mit der Nachricht, dass es doch nicht ganz der Fall sei, und ich musste noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben, um 20 Bogen zu füllen. — In der Aufgeregtheit der Zeit und des eignen Schaffens konnte ich auf meinen eigenen Vortheil nicht wie sonst Acht haben, und ich fürchte, ich werde noch mehr betrogen, als ich jetzt weiß. Das wird Alles vorübergehen, ein neuer Frühling wird kommen, und damit ich ihn dann ganz genießen kann, ungestört, so mache ich jetzt die Frühlingslieder, die dazu gehören. Drei Duzend habe ich in dieser schlimmen Zeit gemacht, auf Veranlassung eines hiesigen Musikers, der etwas Neues komponiren wollte (A. Methfessel). Ich hoffe sie Ihnen Neujahr mittheilen zu können.

In den „Briefen des Verstorbenen“ habe ich mich schon in den zweiten Band hineingelesen; es sind köstliche Dinge drin, die Sage von dem blinden Pfeifer Maurice Adair ist entzückend und sogar meisterhaft geschrieben. —

Können Sie mir die Adresse von Michel Beer

in Paris nicht mittheilen? — Grüßen Sie mir recht herzlich die liebe Freundin, so wie auch Roberts. — Hier ist unlängst ein Gedicht gegen die Sontag erschienen*), das bis auf diese Stunde für meine Arbeit gilt; meine Manier ist aufs absichtlichste nachgeahmt, man hat diese Täuschung aufs geflissentlichste verbreitet, und viele Menschen sind wüthend gegen mich — der ich stumm wie ein Fisch verharre. — Sie haben sich seitdem gegen die Autorschaft der verstorbenen Briefe verwahrt — ich habe herzlich gelacht über Ihre Noth. Aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht über die meinige, sie ist bedenklicher, und ich bedarf der Vorsorge, und bald.

Ihr

H. Heine.

79. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 4. Januar 1831.

Ich gratuliere zum neuen Jahre und wünsche Ihnen und Frau von Varnhagen die beste Gesundheit.

*) „Die Primadonna in Hamburg, besungen von dem Dichter Tobias Sonnabend. 2 Hefte. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1830.“ Der Verfasser dieser wißlosen Reimereien war August Lewald.

Ihren Brief nebst der Novelle (den Brief vom 29. Nov.) habe ich i. Z. erhalten, und den guten Rath, wenn auch *contre coeur*, befolgt. Ich habe mich mit meinem \times in erneute Freundschaft gesetzt, um wenigstens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich Dergleichen nur als äußerstes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch Nichts leisten. Gelingt es mir binnen kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris; wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobei all mein künstlerisches poetisches Vermögen zu Grunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Mächthabern konstatirt würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen ist. — Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen.

Wenn ich nur Ruhe gewinne, die ich nöthig habe, um einige große Bücher, die mir quälend in der Seele liegen, an den Tag zu fördern.

Mein neues Buch soll heute von Harburg (wo es wegen Eisgang 6 Tage schon liegt) anlangen, und ich schicke es Ihnen mit nächster Fahrpost. Wahrscheinlich ist es schon in Berlin, und da können

Sie es sich von Ihrer Buchhandlung unterdessen geben lassen, nach Bequemlichkeit aufschneiden, und gegen eins von den Exemplaren, die Sie von mir erhalten sollen, hernach vertauschen. Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten, es ist nur agitatorisch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man sich hinter die Klerisey verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht Das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.

Der Auftrag Ihres Briefes vom 28. Dec. ist besorgt; Frau von Varnhagen's liebevolle, unerschütterliche Freundschaft erquickt mir das Herz in diesem Nebelwetter. Grüßen Sie mir Roberts.

• Ich bin heute sehr pressiert, sonst würde ich Ihnen heute mehr schreiben; nur das Wichtigste, was mich mehr als ich auseinandersetzen kann betrifft, will ich hier noch mittheilen, ja ich glaube, es ist die Hauptveranlassung meines heutigen Schreibens.

Sie wissen, es giebt hier vier Syndici; eines von diesen vier Staatsämtern ist seit einiger Zeit erledigt, und da können Sie wohl denken, dass sich Viele melden zu dieser Stelle. Doch ist bis jetzt von Tag zu Tag die Wahl aufgeschoben worden, da

unter den Kandidaten keiner ist, der dem Senat angenehm, dessen Hauptaugenmerk dahin geht, Jemand zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüßte (man fühlt schon das Bedürfniß nach Männern). Von mehren Seiten ist man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor Juris bin und jede Stunde auch, für einige Mark, Bürger werden kann (Das sind die einzigen Requisiten). Indessen weiß ich, daß man mich auf keinen Fall wählen würde, und daß es daher in jetziger Zeit mißlich wäre, wenn ich mich auf gut Glück meldete und dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfielen. Schon droht mir, ohne mein Zuthun, Dergleichen, und man spricht pro oder contra, welches Geschick mir bei meiner etwaigen Meldung bevorstände. Da gilt nun ein schleuniges Einschreiten. Mehr noch, als ich auseinander setzen kann, steht mein persönliches Ansehen hier auf dem Spiel. Man kann keine Gerüchte vernichten, sondern bloß ihnen eine andre Richtung geben, ja sogar manchmal eine heilsame. Dieses geschähe im vorliegenden Falle, wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daß man meine Wahl

als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder Vergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, daß Sie, so bald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schreiben und Sorge trügen, daß die Augsb. „Allg. Zeitung“ sie als preußische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Ich weiß, ich mache Ihnen Mühe, aber ich kann nicht helfen, die Sache ist für meine Privatinteressen sehr wichtig. Sa, käme solche Korrespondenz hier an, noch ehe eine Wahl geschehen, so könnte ich sehen, ob ich gut thäte, mich zu melden. Auf jeden Fall wird erleichtert die Berichtigung aus dritter Hand, daß ich mich zu jener Stelle nicht eigentlich gemeldet. Herr Joseph Lehmann, ein ehemaliger Seide von mir, ist der Hauptarbeiter der „Preuß. Staatszeitung“, doch ist er zu sehr mit der Klatschliese Gans befreundet, als daß ich es wagen dürfte, mich an ihn direkt zu wenden. Da die Sache von der höchsten Delikatesse ist, so habe ich Sie nicht verschonen können. Mein Freund Rousseau ist Redakteur der „Frankfurter Oberpostamtzeitung“, doch ist er ebenfalls eine Klatschliese, und da ich ihn als Schwächling kenne, so habe ich ihm längst alles Vertrauen entzogen. Die Redaction der „Allg.“ ist mir ebenfalls genug befreundet, doch gehn die Sachen dort durch zu viele Hände —

kurz, Sie, lieber Barnhagen, erhalten die Mühe aufgebürdet. Sie können auch am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. — Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verlust sei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimath, verloren gehe?

Moser ist Berliner Korrespondent für den „Hamburger Unpart. Korrespondenten.“

Hier behauptet man, Cotta sei bankrott; Das wäre sehr traurig.

In mehren Blättern steht, ich sei Verfasser der „Prima Donna“, einer Satire gegen die Sontag. Es ist, wie sich versteht, zu geringfügig, daß ich diesem Geschwätze öffentlich widerspräche. Ich hoffe nicht, daß man in Berlin mir den Wisch zuschreibt. — Diesen Monat will ich ein Heft Frühlingslieder herausgeben. — Ihre Novelle ist von mehreren Damen mit Antheil gelesen worden. Ich finde mich nicht mehr so davon angezogen, wie vor zehn Jahren, obgleich ich jetzt die Behandlung besser zu schätzen weiß. Stoffartige Behandlung, in der Weise der italiänischen Novellisten, bringt immer, wie auch in Ihrer Novelle, einen eignen Reiz hervor. Es ist vielleicht die schwerste Form; für Sie vielleicht die

geeignetste. Memoiren sollten Sie schreiben! Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die mir täglich im Werthe steigt, je mehr Freunde ich aufgeben muß. Ich bin ganz isoliert — und Freunde, die herkommen, besonders aus Paris, erzählen, es hieße, ich stände an der Spitze der deutschen Liberalen. Mein Buch wird den Irrthum noch befördern. Frau v. Varnhagen küsse ich die Hand.

H. Heine.

80. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 6. Januar 1831.

Lieber Varnhagen!

Meinem gestrigen Briefe muß ich durchaus noch einige Notizen nachschicken.

Man nennt jetzt den bekannten Juristen Blume, Professor zu Halle, als den Kandidaten zum hiesigen Syndikat, den man gewiß wählen werde. — Im Fall der Artikel, den ich gestern besprach, von Ihnen als nützlich erachtet würde, dürfte diese Notiz damit in Verbindung gesetzt werden. — Im Fall Sie jenen Artikel für mißlich hielten und ihn noch

nicht abgefasst, mögen Sie ihn ganz unterlassen. Auf's diskreteste müsste er befördert werden, vielleicht wär's gut, wenn er zuerst in die „Allg. Zeitung“ einliese. — Viele meinen, dass man mich nur aus Ironie zu jener Stelle als wahlwürdig bezeichne. Blume, der Sönger Hugo's, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule, wird durch Sieveking und dessen Partei poussiert. — Mein Buch erhalten Sie Ende dieser Woche. — Ich gebe eine Streitschrift gegen den Adel heraus, wovon nur die Vorrede von mir sein wird. Haben Sie Etwas dazu zu geben? Zwölf Tage bleibt dazu Zeit. — Leben Sie wohl. (Ich schreibe halb im Dunkeln.) Lieben Gruß an Frau v. Barnhagen. Ich bin ganz

Ihr ergebener

H. Heine.

81. An W. Häring (Willibald Alexis).

Hamburg, den 17. Januar 1831.

So geht's lieber Häring; man will ausführlich lange Briefe schreiben und schiebt's auf von Tag zu Tag, in Erwartung einer allerbesten Stunde, und da geschieht's, dass man plötzlich Etwas mit-

zuthellen hat, und man muß in der schlechtesten Stunde den kurzgefasstesten Brief hintragen. So geht's mir heute. Einer meiner Freunde, A. Lewald, ersucht mich, Ihnen beikommende Novelle zu schicken, die im zweiten Theil seiner Novellensammlung erscheinen wird. Er wünscht, sie im „Freimüthigen“ abgedruckt zu sehen, und dieser Abdruck müßte unverzüglich stattfinden. Ich denke, diese Novelle wird Ihnen gefallen und das große Erzählungstalent des Verfassers erkennen lassen. Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, daß er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Haring, daß Sie den ersten Band von Lewald's Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Ästhetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daß der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran

er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.

Ich schreibe in großer Eile und kann Ihnen, lieber Häring, nur flüchtige Grüße zuwerfen. Mein jüngstes Buch macht hier viel Glück und überall Lärm — vielleicht singe ich bald: Timpe, Timpe, mach dich auf die Strümpfe! Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert und alle Freundlichgesinnten. — Ich muß schließen.

Ihr Freund

H. Heine.

82. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 1. April 1831.

Lieber Varnhagen!

Ich will Ihnen nur sagen, daß ich lebe, zwar just nicht zu meinem Vergnügen, wie Frau v. Varnhagen es gewiss wünscht, aber ich lebe dennoch. In dieser tollen Zeit ist es schwerer, als je, Briefe zu schreiben, wenn man nicht just Bestimmtes zu sagen, melden, erbitten oder anzubieten hat. Des Weltallgemeinen ist zu Viel, um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu geringfügig in

Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zuthun passieren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne Zuthun der Einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Thätigkeit influenziert, ja ganz bestimmt wird.

Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerschnitten, um Sakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in 14 Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergaloppiert, und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese, so wie auch den angstschneellen schlechten Stil, billigt entschuldigen. Unterdessen schrieb ich noch Tollerés, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete. — Was jetzt? Setzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophe-

zeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Für Ihre freundliche Beantwortung meines letzten Buches meinen nachträglichen Dank. Auch für das „Konversations-Blatt.“ Über den „Salon-demagogen“ haben Andere noch mehr gelacht, als ich. Der Witz ist gewiß richtig, aber er kann mir mal den Kopf kosten.

Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängnis. Mit dem besten Willen, sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrificiert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne dass meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, dass ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel

Indignation wuchert in mir. — Genug davon. — Sie brauchen auf Briefe an mich nicht meinen Namen zu setzen, sondern nur die Adresse meiner Mutter, die Ihre zierliche Handschrift kennt, und mir die Briefe unerbrochen zukommen lassen wird. — Leben Sie wohl und bitten Sie Frau v. B., mir zu schreiben. Roberts grüße ich. So wie auch Gans gelegentlich. Der Fürst Bückler hat mir nicht geschrieben. Das ist mir leid, sehr leid. Wie geht's ihm? —

Mit voller Seele

Ihr ergebener
H. Heine.

83. An Moses Moser.

Paris, den 27. Juni 1831.

Dein Bruder hat mir gestern deinen Brief vom 25. Mai überbracht. Du willst mein Stillschweigen als eine Poeteneitelkeit ausdeuten; diesen Irrthum muß ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über irgend ein Urtheil, von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleich-

gütlich, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und Das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert. Wir verlangen von einem Freunde nie Beistimmung, sondern Verständniß unserer Handlungen, er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Principien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist. —

Leb wohl, besorge Einlage nicht durch die Stadtpost, sondern durch besondere Zusendung, und sei überzeugt von meiner Achtung und Liebe.

H. Heine.

84. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 27. Juni 1831.

Lieben Freunde!

La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze gestellt; sondern die Dinge haben mich auf die Spitze gestellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris — ja, gestern Morgen stand ich sogar auf der Spitze dieser Spitze, auf dem Pantheon. „Aux grands hommes la patrie reconnaissante!“ so, glaube ich, lautet wieder die goldene Inschrift. — Welcher Hohn! Die kleinen Menschen errichten solche Tempel für die großen Menschen, nach ihrem Tode — man sollte solche Inschriften lieber auf Bérý's Restauration setzen, und die großen Männer bei Lebzeit gut füttern, statt sie nach ihrem Hungertode oder sonstigen Qualtode zu verehren. Aber Bérý ist das Pantheon der lebenden kleinen Menschen und da sitzen sie und essen und trinken und erfinden ironische Inschriften.

Der arme Lafontaine hat in Chateau-Thierry, seiner Vaterstadt, eine Marmorsäule, die 40,000 Fr. gekostet. Ich lachte herzlich als ich sie im Vorbeifahren sah. Der arme Schelm verlangte bei Leb-

zeiten ein Stück Brot, und nach dem Tode giebt man ihm für Fr. 40,000 Marmor. Jean Jacques Rousseau und ähnliche Menschen, die in ihrem Leben kaum ein Dachstübchen erlangen konnten, Denen dediciert man jetzt ganze Straßen. — Ich will Ihnen heute nur Unsinn schreiben; denn schreibe ich Ihnen etwas Sinniges, und der Brief kömmt in unrechte dumme Hände, könnte er Sie kompromittieren. Ich will Ihnen überhaupt deßhalb nicht mehr schreiben; haben Sie mir mal was zu sagen, so lassen Sie mir's wissen unter Madame Valentin's oder Maurice Schlesinger's Adresse. Oder schreiben Sie mir per Adresse des Dr. Donndorff, à l'Hôtel d'Hollande, rue neuve des bons enfants à Paris. Sa, diese letztere ist meine Hauptadresse und die sicherste, wenn man sonst keine königl. preuß. Postamtsindiskretion zu fürchten hat. Ich bin umgeben von preußischen Spionen; obgleich ich mich den politischen Intrigen fern halte, fürchten sie mich doch am meisten. Freilich, da man mir den Krieg macht, so wissen sie, daß ich losschlage, und zwar nach besten Kräften.

Ach, vor 6 Monaten sah ich Alles voraus und hätte mich gern in die Poesie zurückgezogen und anderen Leuten das Schlächterhandwerk überlassen — aber, es ging nicht, la force des choses, wir werden auf die Spitze getrieben.

In Frankfurt, wo ich 8 Tage mich aufhielt und mehrere Kongregationisten sprach, entdeckte ich die Quellen mancher eigner Übel, die mir unerklärlich waren. Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise nach Paris schon längst im Gemüthe dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte. Indessen: Fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte! Ich parodierte Danton mit Schmerzen. Es ist schmerzlich, im Luxemburg spazieren zu gehn und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Baiern an den Schuhsohlen mit sich herum zu schleppen.

Ich bleibe wahrscheinlich noch 4 Wochen hier, dann geh' ich nach Boulogne ins Bad, und dann hierher zurück — auf wie lange? Es kann mir hier nicht schlechter gehn, wie in der Heimat, wo ich Nichts als Kampf und Noth habe, wo ich nicht sicher schlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brausenden Revolution; obendrein besteh' ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menschenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigene

Natur. Leben Sie und Frau v. B. recht lieb und wohl, vergessen Sie mich nicht. Trübe Ahnungen beklemmen mich.

H. Heine.

85. An den Grafen Magnus von Moltke.

Herr Graf!

Die Schrift, die ich gegen Sie herausgegeben*) ist mir selbst noch nicht zu Gesicht gekommen. Besitzen Sie dieselbe, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie sie mir so bald als möglich auf einige Stunden leihen wollten. Die Einleitung ist leider in Haß und Leidenschaft geschrieben, und es ist beim Druck noch allerlei Mißsliches vorgefallen. Es ist möglich, daß ich die Schrift in dieser Gestalt noch desavouieren muß. Auf jeden Fall, sind Sie, Herr Graf, etwa nicht glimpflich genug drin behandelt, so bitte ich Sie um Verzeihung. Soviel ich mich erinnere, konnte ich in dem Lob, das Ihnen der Verfasser persönlich spendet, keine Ironie entdecken.

*) „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine.“
Sämmtliche Werke, Bd. XIV, S. 3 ff.

Ich will mir gern morgen früh das Vergnügen machen, Sie zu besuchen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Paris, den 25. Juli 1831.

86. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 31. Oktober 1831.

..... Sie dürfen, Herr Baron, bei einem deutschen Schriftsteller voraussetzen, daß er nicht einmal die Schändlichkeiten, die man seinen Feinden nachsagt, so genau im Gedächtnisse behält, wie Dasjenige, was er in Betreff seiner Honorare verabredet hat. . . . Ich will gern bei Ihnen hoch angeschrieben sein, aber nicht in Ihrem Schuldbuche, wenn auch der ganze deutsche Parnass darin paradiert. In Geldsachen bin ich ein Philister, zumal in Zeiten wie die jetzigen! Trübselige Umstände machen es nöthig, daß ich noch eine Reihe Jahre in fremden Ländern herumwandern muß, das Leben in Paris, wo ich so lang als möglich bleiben will, ist just nicht wohlfeil, auf viele frühere Ressourcen muß ich verzichten, und seit der

großen Woche bin ich sehr reduciert worden, eben so gut, wie meine meisten Freunde in Berlin und Hamburg, die alle viel Geld eingebüßt. Auch hier ist das Geld bei den reichsten Leuten sehr geschmolzen, mehr als man ahnt. Ach, lieber Baron, der Reichthum hat freilich, im großen Wochenbette, die Freiheit zur Welt gebracht, aber diese Freiheit hat ihrer Mutter das Leben gekostet. Hier ist jetzt Alles still. Wird es lebhafter und passiert etwas Bedeutendes, so sollen Sie darüber Berichte für die „Allgemeine Zeitung“ erhalten. Ich wünsche, wenn Kolb von England zurückkehrt, ihn zu persuadieren, länger, als er beabsichtigt, in Paris zu verweilen, um für die Zukunft sich publicistische Quellen zu erwerben. Denn ist auch die „Allg. Ztg.“ das beste Blatt Deutschlands, so wimmelt es doch von Speculanten, die schon jetzt eine Rivalisation mit ihr angetreten hätten, wäre nicht plötzlich die politische Luft verfinstert worden, die aber immer noch ihre Pläne in der Tasche tragen. Ich kann Dieses besser als jeder Andere wissen, da dergleichen Leute, indem sie mich irrigerweise für betriebsam halten, mich mit ihren Anträgen beständig belästigen. Besonders in der großen Form der französischen Journale möchten sie gern Zeitungen herausgeben, an den Fonds, die in französischer Aktien-

weise zusammengeschoffen werden, fehlt es nicht, es fehlt nur an der Hauptsache, an den politischen Federn, deren Deutschland noch lange entbehren wird. An deutschen Schriftstellern mangelt es hier nicht, und ihr Gespräch ist unerträglich. Wenn Köchinnen zusammen kommen, so sprechen sie über ihre Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammen kommen, so sprechen sie über ihre Verleger. Auch an Repräsentanten des deutschen Buchhandels fehlt es hier nicht. Wir haben deren sogar mit Schnurrbärten.

87. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 7. December 1831.

Herr Baron!

Dieser Brief, der leider meine jetzigen Ideen über Frankreich enthält, und die ich nur durch eine andere Hand in die „Allg. Zeitungs“-Sprache übersetzen lasse, verdient vielleicht einen baldigen Abdruck.*)

*) Über den in Rede stehenden, vom 30. November 1831 datierten politischen Korrespondenzbericht, welcher mit dem Zeichen (D) in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. und 14. December abgedruckt wurde, vgl. A. Strodtmann, G. Heine's Leben 2c., 2 Aufl., Bd. II, S. 33 ff.

Leider ist Alles wahr, was darin steht; wir leben hier in der unleidlichsten Apathie.

88. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 20. Januar 1832.

Herr Baron!

Ich bitte Sie um schleunige Abdrucksbeförderung dieses Aufsatzes. Kurz vor Abgang der Post kann ich nur in Eile den Grund dieses Wunsches andeuten. Der zur Genüge bekannte Buchhändler *****, der allerlei verfehlte Zeitungsprojekte im Kopfe trägt, liegt noch immer hier, um eine spottwohlfeile Ausgabe der Freiheit für Deutschland zu besorgen, und die „Allgemeine Zeitung“ ist die beständige Zielscheibe seiner Schmähungen und Machinationen. Als nun der erste Artikel der „Zustände“ erschien, ärgerte er sich über diesen erhöhten Ton, der ihm an und für sich wohlgefällt, aber nur nicht in der „Allgemeinen Zeitung“, und er beging die Perfidie, eine verstümmelte, übertriebene und verfälschte Übersetzung in die „Tribüne“ setzen zu lassen, mit einigen einleitenden Worten, die ungefähr lauten, als ob diese Korrespondenz von der österreichischen

Regierung immediat influenziert werde. Dieses Manöver wurde mit den hiesigen deutschen Jakobinern abgefarttet, wobei sie zugleich mich, den sie als den Verfasser jenes Artikels überall herumnennen, dergestalt kompromittieren wollen, daß ich mich für sie oder gegen sie erklären müsse, wovon ich das Erstere aus Überzeugung und das Andere aus Klugheit bis jetzt unterlassen habe. Ich bin nicht der Mann, der sich zwingen läßt, und sie bewirken nur, daß ich, aus Degout vor der jakobinischen Unredlichkeit, noch gemäßigter als jemals werde.

Es geht übrigens nichts Bedeutendes vor, und die kleinen Lumpereien weiß D*** doch immer eine Stunde früher, als ich, da er mir sie erst bei Tisch erzählt. Es wäre schrecklich, wenn ich nach Paris gekommen wäre, um große Dinge zu beschreiben, und es fiele nichts Großes mehr vor. Ich weiche aber nicht, und sollte ich zehnmal so lange hier warten, wie die alte Madame Beer auf die Auf- führung von „Robert le Diable“ gewartet. Daß ihr Sohn das Ehrenkreuz erhalten, wissen Sie ge- wiß aus der vorgestrigen Zeitung; aber daß August Schlegel schon vor 3 Monat durch Broglio das Ehrenkreuz erbettelt, wissen Sie vielleicht noch nicht, da man sich das Wort gegeben, es nirgends zu erwähnen. Er ist in diesem Augenblick die

lächerlichste Figur in Paris, und Humboldt und Kossuth tranchieren ihn aufs meisterhafteste. — Kolb's Anwesenheit ist mir höchst erfreulich; ohne es zu wissen, lernt er hier täglich, er lernt seine Gedanken klarer zu redigieren, eine Kunst, die die französischen Journalisten so außerordentlich verstehen, er wird in Mysterien des Journalismus eingeweiht, wovon er früher keine Ahnung hatte. In seinem letzten Aufsatz erkenne ich schon solche Fortschritte.

89. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 25. Januar 1832.

Herr Baron!

Ich hoffe im Laufe dieses Jahrs etwas Er= fleckliches bei Ihnen zu verdienen, um in Paris die schrecklich verlockenden Ausgaben (der Karneval rauscht schon heran) einigermaßen zu decken. — Trotz der Zeitbedrängnis sieht es doch sehr lustig hier aus, und es kostet Überwindung, an den Schreibtisch zu gehen. — Das Ungeheuer in der „Allgemeinen Zeitung“ von Görres gefällt mir, aus dem Grunde weil es Leben hineinbringt. Das thut Noth. Ich war just im Saal der St. Simonisten, als

der königliche Profurator ihn schließen ließ, und kam noch zeitig zu D***, der Solches in der „Allg. Ztg.“ anzeigt. Herr v. R*** aus München ist hier und wüthet gegen seine Tochter, welche St. Simonistin werden will oder schon ist. Das Triumvirat der Doktrinäre wird in diesem Augenblick wichtig und mag voran marschieren. Wendet sich die Aufmerksamkeit auf Odilon Barrot, so hoffe ich eine gründliche Schilderung von ihm zu geben. Hab' ihn mir in Boulogne, wo ich mit ihm zusammentraf, genau besehen. Er ist ein schlauer Ehrgeiziger

90. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 1. März 1832.

Herr Baron!

Kolb's Abreise hat mir sehr leid gethan, er wird wohl bereits dort angelangt sein und Ihnen auch von der Unbequemlichkeit meiner hiesigen Stellung unter den Patrioten erzählt haben, und Sie werden dadurch einsehen, daß bei meinen Aufsätzen, deren Vertretung nach unten weit schwieriger ist, als nach oben, eine ungewöhnlich gnädige Cenjur

stattfinden muß. Hier hat sich unterdessen eine Association für freie Presßblätter gebildet, die schon viele hundert Glieder zählt, und wobei mein Name als Lockvogel, mehr als mir lieb ist, gebraucht worden. Der Republikanismus der „Tribünen“-Leute ist mir fatal, und ich sehe schon die Zeit herannahen, wo sie mich als Vertheidiger der Institution des Königthums noch bitterer beschiden werden als Andere; aber es geschieht den Königen ganz Recht, sie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und Pfaffenherrschaft eiferten, nicht hören wollen, und jetzt bekommen sie den blutigsten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende Nichts übrig, als sich in ihre Purpurmäntel zu hüllen und wenigstens mit Anstand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde, und damit büßen wir vielleicht ab, was in unserem Oppositionsstreben zuweilen nicht aus den reinsten Absichten entsproß. Über kurz oder lang wird in Deutschland die Revolution beginnen, sie ist da in der Idee, und die Deutschen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in diesem Lande der Gründlichkeit wird Alles, und daure es noch so lange, zu Ende geführt. Hier ist es still.

91. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 2. April 1832.

Herr Baron!

Ich kann nicht umhin, Sie besonders zu bitten, diesen Artikel nur schnell abdrucken zu lassen. Durch nothwendige Umarbeitung ist diese Sendung verzögert worden, und jetzt grollt in meiner Nähe, an der Porte St. Denis, wieder eine neue Emeute, die neue große Erscheinungen hervorbringen kann, so dass mein heutiger Artikel, wenn er nicht gleich gedruckt wird, sein Interesse verlieren kann. — Seit einigen Tagen herrscht in Paris die grenzenloseste Bestürzung, der Cholera wegen; fast alle meine Bekannte aus Deutschland und England sind abgereist. Ich würde auch fortgehen, wenn nicht bei der durch die Cholera eingetretenen Volksstimmung die wichtigsten Dinge vorfallen könnten. Macht die Cholera Ravagen, so kann es hier toll hergehen. Der Mißmuth der armen Klasse ist grenzenlos. Es hängt Alles davon ab, ob die Nationalgarde rüstig bleibt und sich nie weigert, zu marschieren.

92. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 11. April 1832.

Herr Baron!

Mein vieljähriger Freund August Lewald, welcher Ihnen bereits literarisch bekannt sein wird, hat das Vergnügen, diese Zeilen zu überreichen. Die Cholera, welche ihre Schrecken in alle Geister hineingießt, verscheucht auch diesen Freund aus dem schönen Paris, welches jetzt einen sehr mißbehaglichen Anblick gewährt. Der Dreisternkorrespondent erzählt mir gestern bei Tische, daß ihm seine engsten Röcke jetzt zu weit sind. Man isst jetzt sein Brot im Angstschweiße seines Angesichts. Anbei ist schönes Frühlingswetter. Die Bäume werden grün und die Menschen werden blau.

93. An Johann Friedrich von Cotta.

Paris, den 21. April 1832.

Herr Baron!

. Es geht Nichts vor in diesem Augenblick, was großer Beschreibung werth wäre. Das Systemilieu hat die Cholera. Wer wird in dieser Misère die

Zügel des Ministeriums ergreifen? Das ist die leidige Frage, die jetzt alle Geister beschäftigt, wenn sie müde sind, an die ewige Cholera zu denken. Es läßt sich jedoch nichts Bestimmtes darüber sagen. Von Decazes ist in dieser Beziehung Viel die Rede. Aber erstens ist er zu unpopulär, zweitens wird er von den noch übrigen Ministern und Ministeriellen aus der Juliusrevolution (z. B. Thiers) hartnäckig abgelehnt, indem sie nämlich behaupten, er würde den ganzen Tross der Restaurationszeit mit sich ins Ministerium und in die Verwaltung bringen. Auch der König soll aus diesem Gesichtspunkte dem Decazes sich nicht anvertrauen wollen. Außerdem ist Dieser, wie man sagt, von früheren Zeiten her, mit mehreren auswärtigen Regierungslenkern sehr schlecht gestellt, namentlich mit Metternich; denn er hat, ich glaube es war 1821, die Propaganda der französischen Charte in Italien geleitet. Aber Decazes ist ein unendlich schlauer Durchsetzer seiner Pläne, er hat seit langer Zeit seine Maschinen in Bewegung gesetzt, er war die Seele aller höhern Intrigen, und sein Gelingen ist daher nicht unmöglich. Ich glaube, man wird mit der Wahl eines neuen Ministers nicht sehr eilen, man wird die Sachen so lang als möglich hinzuhalten suchen, und nur, wenn ein außerordentlich dringender Fall eintritt, wird

man einen Entschluß fassen. Welch ein hungernder, gähnender Zustand! Wir leben noch immer in einem fatalen Zustand. Die letzten 14 Tage waren trostlos. Indessen, ich habe noch weit Schlimmeres erwartet. Es scheint, als habe das viele Sterben vielmehr das Volk niedergebeugt; ich erwartete im Gegentheil die rasendsten Ausbrüche seiner Leidenschaft. — Ich bitte, Herr Baron, sorgen Sie, daß mir an meinen Artikeln Wenig verändert wird, sie kommen ja doch schon censiert aus meinem Kopfe.

94. An Varnhagen von Ense.

Paris, Mitte Mai 1832.

Lieber Varnhagen!

Schon an die zwei Monat schleppe ich mich mit dem Gedanken, Ihnen zu schreiben. Aber da kam unterdessen die vermaledeite Cholera, und jetzt leide ich ungewöhnlich heftig, seit 14 Tagen, an meinem Kopfe. Wiewohl ich, auf innigstes Verständnis rechnend, keineswegs glaube, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten, ist es mir doch drückend, Ihren letzten Brief ohne dankfagende

Beantwortung zu lassen, und diese Zeilen haben nur die flüchtige Absicht, Sie freundlich zu grüßen. Ich bedarf des Bewusstseins Ihrer und Frau v. Barmhagen's Theilnahme jetzt noch eben so sehr, wie im Beginne meiner Laufbahn; denn ich stehe jetzt eben so einsam in der Welt, wie damals. Nur daß ich jetzt mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Trost, aber doch kein genügender ist. — Sie können mir, wenn Sie wollen, jetzt auch öfter schreiben, ohne Furcht vor kompromittierende Interceptionen; ich stehe jetzt auf Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn ich auch noch nicht desarmiere, so geschieht es nur der Demagogen wegen, gegen welche ich einen schweren Stand hatte und noch habe. Diese Leute, aller Mäßigung Feind, wollten, als ich mich zu keinem Mitwahnsinn verstand, mich durchaus zwingen, als Tribun abzudanken. Dazu hatte ich aber keine Lust. — Setzt hat mich gottlob die Cholera von manchem überlästigen Gesellen befreit, nämlich die Furcht vor derselben. — Es war nicht eigentlicher Muth, daß ich nicht ebenfalls von Paris entfloh, als der panische Schrecken einriß; ehrlich gesagt, ich war zu faul. — Börne hatte längst reisen wollen, und man thut ihm Unrecht, wenn man seine Abreise der Furcht beimäß. Indessen, ich hatte ihn 14 Tage vorher nicht gesehen, wir stehen sehr schlecht, er hatte einige

jakobinische Ränke gegen mich losgelassen, die mir sehr mißfielen. Ich betrachte ihn als einen Verrückten. — Wenn meine Artikel in der „Allg. Zeitung“ Ihnen gefallen, ist es für mich tröstlich. Denn ich traue ihrem Werthe nicht; ich schrieb sie, theils um mich auch auf diese Weise geltend zu machen, theils des baren Vortheils wegen. Halten Sie es der Mühe werth, ein Duzend solcher Artikel als Buch späterhin in die Welt zu jagen? Es ist eine wenig gebrauchte Form. — Ich beschäftige mich jetzt viel mit der französischen Revolutionsgeschichte und dem Saint-Simonismus. Über beide werde ich Bücher schreiben. Ich muß aber noch viel studieren. Habe jedoch im letzten Jahre durch die Anschauung des Parteitreibens und der saintsimonistischen Erscheinungen sehr Vieles verstehen gelernt: z. B. den „Moniteur“ von 1793 und die Bibel. Mir fehlt jetzt nur Gesundheit, und eine sorglose Existenz. Hatte unterdessen manchmal Gelegenheit, mir eine solche zu erwerben, aber es sollte unter Bedingungen geschehen, wogegen ich, nicht als Patriot, sondern als vornehmer Mann, eine bestimmte Repugnanz hatte. — Was Sie mir in Betreff des St. Simonismus schreiben, ist ganz meine Ansicht. Michel Chevalier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Daß sich die St. Simonisten zurück-

gezogen, ist vielleicht der Doktrin selbst sehr nützlich; sie kommt in klügere Hände. Besonders der politische Theil, die Eigenthumslehre, wird besser verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich interessiere mich eigentlich nur für die religiösen Ideen, die nur ausgesprochen zu werden brauchen, um früh oder spät ins Leben zu treten. Deutschland wird am kräftigsten für seinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous. — Meine Adresse ist H. H. par Adresse du Dr. Donndorf, rue neuve des bons enfants, hôtel de Hollande. — Fürst Bücker's neuere 2 Bände hab' ich noch nicht gesehen. — Humboldt wird jetzt dort sein. — Grüßen Sie mir Chamisso, ich werde ihm Nichts schicken, aber ihm schreiben. — Frau v. Barnhagen brauchen Sie gar Nichts zu sagen. Sie weiß, was ich fühle, d. h. leide. — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb
Ihren ergebenen

H. Heine.

95. An Friedrich Merkel.

Dieppe, den 24. August 1832.

Theurer Freund und Gönner!

Obgleich an einer lahmen und einer schwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang,

dir zu schreiben. Längst hatte ich dazu Lust, zumal seit Dr. Christiani der Mirabeau der Lüneburger Heide geworden ist. Das ist ein Spaß, womit mir der liebe Gott beweisen wollte, daß er ein noch größerer Ironiker ist, als ich. — Da ich dich kenne, liebster Freund, so weiß ich voraus, daß du ganz bestimmt dir einbildest, ich schreibe dir, weil ich die Absicht hege, einige Bücher herauszugeben (Blapperlotte wird es dir wohl gesagt haben), und weil ich alsdann wünschte, daß du dabei deine kritischen Augen in Bewegung setzest.

Indessen, soviel ich weiß, ist die Hauptabsicht dieser Zeilen, dich zu bitten, mir mal zu schreiben, wie es in Deutschland aussieht, mir immer zu schreiben, was dort vorgeht, so faktisch als möglich, und hauptsächlich politische Verhältnisse betreffend. Du thust zugleich ein patriotisches Werk, indem ich thätiger bin, als du weißt, und oft im Dunkeln tappen muß. Haben während dem letzten Jahre die Blätter, die ich hier in Frankreich gar nicht sehe, Etwas enthalten, was mich besonders ehrenrührig betrifft, so bitte ich es mir zu notificieren; in der Vorrede zu dem ersten Werk, welches erscheint, will ich Dergleichen berühren. — Ich bin im Begriff, wieder nach Paris zu reisen, wo ich mein Hauptquartier behalte, und wo ich deine

Briefe erwarte. — Ich erlebe viele große Dinge in Paris, sehe die Weltgeschichte mit eigenen Augen an, verkehre amicalement mit ihren größten Helden, und werde einst, wenn ich am Leben bleibe, ein großer Historiker. Im Schreiben von belletristischer Art habe ich in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Der Strudel war zu groß, worin ich schwamm, als dass ich poetisch frei arbeiten konnte. Ein Roman ist mir missglückt; doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich diesen Winter besorge, und worin ich auch den „Rabbi“ hineinschmeiße, einige Romanstücke geben. — Ich habe wenig' Gedichte gemacht, und doch muss ich sie bei einem besonderen Abdruck des „Neuen Frühlings“ hinzufügen, damit dieser etwas buchlich erscheine. — Ich bin übrigens fleißiger, als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris sechsmal so viel Geld brauche, als in Deutschland. — Und nun leb wohl, schreib bald, wie es dir geht, und schreib Viel und sei nicht eigensinnig. — Wenn ich dir Wenig schreibe, so ist die Ursache keine andre, als dass ich dir Viel zu sagen hätte. — Je suis,
Monsieur l'ami,

Votre devoué
H. Heine.

96. An Ferdinand Hiller.

Paris, den 24. Oktober 1832.

Gestern, Liebster, sagte mir Dr. Donndorf, daß Sie nach München reisen, und Brief dorthin von mir verlangten. Ich merke, Sie wissen nicht, daß der Verfasser des „Paria“ in diesem Augenblick die Hauptstadt des Königs von Baiern mit seiner Gegenwart ziert. Dieser (nicht der Pascha, sondern der Beer) wird glücklich sein, Sie in München herum zu präsentieren und gleichsam die Honneurs der Stadt zu machen.

Auf jeden Fall besuchen Sie den Legationsrath Dr. Lindner und grüßen ihn freundlichst von mir. Ich hoffe ihn wohl in Paris wieder zu sehen. Fragen Sie ihn, ob Tjutscheffs noch in München sind, und was sie machen. Vergessen Sie Das nicht. Sagen Sie Lindnern, er könnte wohl mir schreiben. Wir hätten ja jetzt Frieden und Ruhe, die Demagogen seien jetzt still, und vernünftige Leute könnten wieder ungestört mit einander reden. Ich hätte mit Vergnügen gehört, daß Figaro und Siffi sich als wahre Freunde des Throns und des Altars bewiesen haben. Welche Hunde! Wie verschieden sind sie von jenem jakobinischen Hunde der großen

Woche, der bei den Juliuskämpfern am Louvre begraben liegt! Sie sollen aber dem Dr. Lindner noch Mehreres sagen, was mir jetzt nicht einfällt.

Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: „Wie ein Fisch im Wasser,“ oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: „Ich befinde mich wie Heine in Paris.“

Grüßen Sie in Frankfurt den Professor Oppenheim, den Kopisten meines Gesichtes, und bitten ihn, im Fall er von meiner Lithographie ein oder zwei Exemplare mir als Geschenk zukommen lassen will, Ihnen solche mitzugeben. Grüßen Sie mir dann auch Ihre Familie; Herrn C. sagen Sie viel Freundliches von mir. Vor Allem aber kehren Sie bald zurück. Sie finden mich noch immer im alten Logis und bis am Hals im süßesten Gesellschaftsleben schwimmend. Ich habe, wie jedes Jahr, wieder zwei Monate am Meere zugebracht und mich, zum ersten Male, am Meere ennuyiert. Ich bin jetzt ein fleißiger Besucher der Oper, ein Anhänger von Ludwig Philipp, meine Backen sind roth, zwei Finger an der linken Hand sind gelähmt, ich trage helle Röcke und bunte Westen. — Sie werden mich kaum wieder erkennen.

Und nun leben Sie wohl. Ach, vergessen Sie auch nicht, Herrn Rousseau von mir zu grüßen.

Ihr

H. Heine.

97. An Karl Immermann.

Paris, den 19. December 1832.

Theuerster Immermann!

Seit Jahr und Tag schieb' ich es auf, Ihnen zu schreiben, und nun muß ich plötzlich Ihnen schnell vor Abgang der Post einen Geschäftsbrief schreiben. Es betrifft ein französisches Journal, die *Europe littéraire*, deren Redakteure Ihnen noch besonders schreiben und einen Prospekt schicken werden. Dieses Journal, welches in Folio-Format dreimal die Woche herauskommen wird, durchaus der Politik fremd bleibt, und sich nur mit Wissenschaft und schönen Künsten beschäftigen soll, ist eine bedeutende Erscheinung. Die bedeutendsten Schriftsteller Europas werden daran Theil nehmen, und ich namentlich werde großen Antheil dran nehmen. In diesem Augenblick schreibe ich schon dafür eine Reihe Artikel über die deutsche Literatur während unserer Zeit, und ich hoffe, daß dieses Tableau

auch für Deutschland wichtig sein wird. Der süd-
deutschen mauvaise foi muß, unter uns gesagt,
entgegen gearbeitet werden, und Paris ist eine gute
Tribüne zu diesem Zweck. Ich bin hier sehr thätig
und hoffe, auch Sie bald den Franzosen bekannt
zu machen und auf Ihre Vorberer von hier aus
ein Licht zu streuen, worüber Ihren Feinden die
Augen übergehen sollen. Das planmäßige Intri-
gieren gegen Sie, das perfide Herablästern, hat
mich in der letzten Zeit aufs widerwärtigste be-
rührt. In dieser Absicht müssen Sie mir auch
helfen. Ich habe nämlich, außer dem „Trauerspiel“
in Tyrol“ und dem „Friedrich“, hier Nichts von
Ihnen, und demnach bedürfte ich der drei Trauer-
spiele, die bei Schulz in Hamm erschienen, ferner
des „Cardenio und Celinde“ und des „Periander's“.
Diese drei Piecen muß ich bald haben, Sie müssen
sie mir anschaffen, und ich kann sie Ihnen auch zu-
rück besorgen. —

Aber Das ist's heute nicht, was mich zum
Schreiben zunächst drängt. Ich wünsche, daß Sie
für die Europe littéraire einen Aufsatz über den
Zustand der Malerei in Deutschland gäben. Da
ich Ihre Verbindung mit Schadow kenne, so dachte
ich, daß es Ihnen nicht gleichgültig sei, in welche
Hände der Bericht über die deutsche Malerei komme,

und daß Sie hinlänglich im Stande sind, die jetzigen Malerschulen zu charakterisiren.

Hierüber folgende Bestimmungen:

1) Der Aufsatz muß in zwei Artikel getheilt sein, wovon jeder fast zwei Bogen wie die meiner „Reisebilder“ beträgt; diese zwei Bogen sind so weitläufig gedruckt, daß zwei kaum einen Bogen wie die der französischen Revues, etwa der Revue de Paris, betragen; da nun die Herausgeber für einen gewöhnlichen solchen Bogen 250 Franks zahlen wollen, so bemerke ich, daß Ihnen also die Hälfte dieser Summe für einen solchen Bogen, der wie meine „Reisebilder“, ist, honoriert wird.

2) Muß ich den Aufsatz bestimmt den 20. Januar hier haben.

3) Muß ich umgehend Antwort haben, ob Sie diesen Vorschlag eingehen, ob ich bestimmt darauf rechnen kann. Die Sache ist sehr pressant.

Dazu bedarf es auch der Zeit, wo ich den Aufsatz ins Französische übersetzen lasse, und Dies soll so gut als möglich geschehen. — Also, auf jeden Fall habe ich umgehend Antwort von Ihnen, und zwar adressiert an: H. H. par Adresse du Docteur Donndorff, rue neuve des bons enfants, Hôtel d'Hollande à Paris.

Es wird Ihnen in Düsseldorf nicht an Notizen fehlen über Das, was jetzt in Berlin und München gemalt wird. Ich bitte, wenn Sie etwa ebenfalls, wie ich, die Münchener Tendenzen verdammen, sie scharf zu geißeln. Dort wird, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst alles Schlimme gebraut. Schelling hat die Philosophie an die katholische Kirche verrathen. Der dortige Parnass, unser Ami Beer dabei — — nur mündlich will ich über Letzteren Sie sprechen, wenn so unbedeutende Wesen der Besprechung überhaupt werth sind. — Sehen Sie zu, daß ich Ihre erwähnten Tragödien bald erhalte. Auch den „Alexis“ habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Deutsche Journale sehe ich hier gar nicht. Wenn Sie mir schreiben, so lassen Sie mir zugleich wissen, was in Deutschland irgend Geschwatztes mich interessieren könnte. — Von der Politik stehe ich jetzt ferne. Ich werde von den Demagogen gehasst. Durch die Vorrede zu den „Zuständen,“ die Sie wohl nächstens sehen, habe ich nur zeigen wollen, daß ich kein bezahlter Schuft bin.

Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter.

Ich umarme Sie.

Ihr

H. Heine.

Sie könnten in dem Aufsatz der neudeutschen Malerei auch, soviel Sie wollen, über neudeutsche Literatur sprechen. Sie verstehen mich: die Literatur, Das sind wir und unsre Feinde.

98. An Julius Campe.

Paris, den 28. December 1832.

Verheiratheter Campe!

Eben erhalte ich die Borrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübselig-ger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine*) — stände nicht auch darin, daß Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuscript stand: „er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste“.) — Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Post geht ab.

Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der

*) Die Borrede zu den „Französischen Zuständen“ (in Band VIII, S. 14—43, vollständig abgedruckt) war von der Censurbehörde aufs ärgste verstümmelt worden.

Sache des Liberalismus, muß jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuscript ist, und nebst der Vorrede zur Vorrede*), die Sie vor mehreren Wochen schon erhalten. Der Titel der Broschüre ist „Vorrede“. Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erscheinen müssen. — Das ist ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig kosten. Nur schnell! Das Manuscript von G. erwarte ich jetzt mit jedem Posttag, unter Adresse Dr. Donndorff, Hôtel de Hollande, rue neue des bons enfants. Mein Name braucht gar nicht auf dem Brief zu stehen. — Zugleich schicken Sie doch an Heideloff einige Duzend Exemplare meines Buchs mit der fahrenden Post und fügen dazu 12 Exemplare für mich. Ich muß so schnell als möglich Exemplare haben, da über das Buch in den hiesigen besten Journalen Artikel gemacht werden sollen, welches günstig nach Deutschland zurückwirkt. — Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die „Vorrede“ in der Welt ist. Merken Sie sich Das. — Suchen Sie, daß trotz der unterdrückten Presse nicht bloß die Obskuranten mein Buch recen-

*) Abgedruckt in Bd. VIII, S. 5—13.

fieren. — So wie Ihre Neujahrsgeschäfte vorbei, muß ich meine Rechnung haben, ich brauche enorme Gelder, muß mit meinen Finanzen geregelt sein, mein Budget für nächstes Jahr, wo bedeutende Bücher von mir erscheinen können, muß bestimmt sein. Umgehend geben Sie mir den Betrag an, wofür ich auf Sie trassieren kann. — Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg Dessen, wofür er sich in alle möglichen Misären hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr' still bleiben. Aber meine „Vorrede“ muß doch schnell, schnell gedruckt werden.

Ich glaube nicht, daß die Briefe aufgemacht werden. Unsere Despoten haben noch gar nicht nöthig, so pffiffig zu sein. Schreiben Sie mir daher direkt oder indirekt. Wir leben jetzt wieder im Schoß der Ruhe. — Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wüthend auf Sie. — G. wird meinen Brief erhalten und Ihnen vielleicht von meinen übrigen Arbeiten Etwas gesagt haben. —

Leben Sie wohl und hole Sie der Teufel! Ich kann gewiß nicht schlafen, ehe die Vorrede gedruckt ist. Es wär' besser gewesen, es wäre noch Mehr davon unterdrückt worden. Wie viel' Scherelei um diese Bagatell, wofür ich nur Noth und

Verfolgung einernte! Ich habe in weniger Zeit, als mir die Vorrede kostete, fast ein halbes Buch geschrieben, nämlich eine Geschichte der deutschen Literatur seit dem Verfall der Schlegel. — Der Teufel hole Sie!

Ihr Freund

H. Heine.

99. Bitte.

Indem ich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, vom Vaterlande entfernt leben muß, empfinde ich mit desto tieferem Leidwesen jedes Mißereignis, wodurch das deutsche Publikum verleitet werden dürfte, meine Gesinnungen zu verkennen. Dieses kann namentlich der Fall sein beim Erscheinen der „Französischen Zustände,“ einem Buche, worin eine Zusammenstellung politischer Artikel, die ich früher für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, und eine ergänzende Vorrede enthalten sein sollte.

Nimmermehr hätte ich jenes Buch herausgegeben ohne diese Vorrede, worin ich die Gesinnungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet sind, vollkräftig mittheilen und zugleich durch anderweitige

Besprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie soll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieser Vorrede brieflich erhielt und daraus ersah, daß mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler ist, daß durch diese Unterdrückungen Alles, was ich sagte, nicht bloß entstellt, sondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden ist! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entstehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, diese Zeilen abzu- drucken.

Paris, den 1. Januar 1833.

Heinrich Heine.

100. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 28. März 1833.

Ich kann Ihnen noch immer nicht schreiben. So wie ich die Feder ergreife, um Ihnen ein Wort zu sagen, ist mir der Kopf wie betäubt und die Brust in der schmerzlichsten Bewegung. Und ich bin sonst so ruhig und die Selbstbeherrschung selbst.

Aber es fallen auch in diesem Augenblick Dinge vor in meinem Leben, die auch einen Stein erschüttern könnten. Diesen Morgen erhalte ich die Todesnachricht meines Oheims v. Geldern in Düsseldorf, der zu einer Zeit starb, wo ich dieses Unglück tiefer als je empfinden mußte. Ach, lieber Barnhagen, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: Leben ist Kriegsführen. So stehe ich nun auf der Breische und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin*) hat immer wacker gestritten, und hat wohl einen Lorber verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach! wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld, diese Erde!

Heute Morgen ist bei Heideloff allhier ein Buch von mir ausgegeben worden, nämlich ein Artikel über Literatur (die ich für die Europe littéraire geschrieben) in deutscher Sprache. Ich will Ihnen beide Versionen schicken; es sind gute Schwertschläge drin, und ich habe meine Soldatenpflicht streng ausgeübt.

Ich weiß, ich tröste Sie schlecht, lieber Barnhagen. Aber trösten kann kein Mensch, sondern nur

*) Rahel starb den 7. März 1833.

die Zeit. Die Zeit, der schlaue Saturn, er heilt uns von jeder Wunde, um uns mit seiner Sense wieder eine neue Wunde ins Herz hineinzuschneiden.

Warum ich bei Robert's Erlöschen und bei dem Absterben seiner Frau Ihnen nicht schrieb, werden Sie wohl begriffen haben.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald: rue des Petits-Augustins, No. 4, Hôtel d'Espagne. — Ich leide noch immer an meiner paralytischen Hand. Korseff ist mein Arzt. War sehr krank. Dennoch bleib' ich thätig. Ich gebe das Schwert nicht aus Händen, bis ich hinsinke. So lange bleib' ich auch

Ihr Freund

H. Heine.

101. An Heinrich Laube.

Paris, den 8. April 1833.

Mein lieber neuer Freund!

Sie sind mir nicht ganz unbekannt. Herr Campe hatte Sie mir bereits angekündigt. Sie haben mir mit Ihrem Briefe viel Vergnügen gemacht, er kam mir recht tröstlich zu einer Zeit, wo der Tod mir viele Schmerzen und das Leben fast noch größere verursacht hat. Ich habe solcher bösen Zeit wegen Ihnen nicht gleich antworten

können. Ich schickte Ihnen mein Programm zur deutschen Literatur*), und erst heute erfah' ich zufällig, daß es nur bis zur Grenze frankiert werden konnte, so daß ich unverschuldeterweise Ihnen wohl viel Porto koste. Aber ich halte das Büchlein selber für merkwürdig. Es war nöthig, nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu übersenden. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, mußte wohl Vergleichen geben. — Ich hoffe in diesem Jahr sehr thätig zu sein, je nachdem es noth thut.

Ich will Ihnen die Kopie meines Gesichtes liefern in vier Wochen. In sechs Wochen auch eine Selbstbiographie. Ob Lieder, weiß ich noch nicht. Bin sehr überbeschäftigt. — Was Sie über mich geschrieben, interessiert mich sehr. Schicken Sie mir doch die Nummer der „Eleganten,“ worin Das steht, und zwar mit der Post unter Kreuzkouvert. Meine Adresse ist: H. H., rue des petits-Augustins No. 4, Hôtel d'Espagne, à Paris. — Ihre Anfrage in Betreff meiner Lieder, die im „Freimüthi-

*) Es ist der erste Theil von Heine's Buch: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ (Paris und Leipzig, bei Heidelberg und Campe) gemeint.

gen" stehen sollen, begreife ich nicht. Ich lese hier das Blatt nicht und weiß nicht, welche Lieder von mir drin stehn. Der hiesige Schlesinger, Sohn des Berliner, welcher Herausgeber des „Freimüthigen,“ hat vorig Jahr mal Manuscript von mir verlangt. Aber ich weiß nicht mehr was, und ob Das in den „Freimüthigen“ gekommen*). Übrigens stand ich mit Willibald Alexis sehr gut, soviel ich weiß, sogar bis jetzt, und ich will ihm deßhalb schreiben, da Herr Schlesinger nicht mehr hier ist. Oder auch schreiben Sie mir lieber umständlich, wovon es sich handelt; ein darauf sich beziehender literarischer Streit, dessen Sie erwähnen, ist mir gänzlich unbekannt. Ja, ich mache in diesem Augenblick ein dummes Gesicht, wie Einer, der nicht weiß, warum die Leute lachen. — Schreiben Sie mir bald wieder ein freundliches Wort. Kann ich Ihnen sonstig literarisch hier nützlich sein, so verfügen Sie ganz über mich**).

*) Ein Theil der Lieder aus den Cyklen: „Seraphine,“ „Angelique“, „Diane“, „Hortense“ und „Klarisse“ (Bd. XVI) wurde zuerst im Berliner „Freimüthigen“, Nr. 5, 6, 32, 33 und 61, vom 7. und 8. Januar, 14. und 15. Februar und 26. März 1833, abgedruckt.

***) Der Schluß des Briefes nebst der Unterschrift fehlt.

102. An Heinrich Laube.

Paris, den 10. Julius 1833.

Alter Freund!

Ich habe Sie nämlich wirklich schon wie einen alten Freund behandelt, indem ich Sie ohne Antwort bis jetzt gelassen und doch mich gegen jedes Missverständnis von Ihrer Seite gesichert dünkte. Haben Sie nur Geduld mit mir; mit Ihnen bin ich vollauf zufrieden. In dieser schlimmen Zeit war mir Ihr plötzliches Beitreten ein höchst erfreuliches Ereignis.

Sie haben keinen Begriff davon, wie es in diesem Augenblick um mich her tobt und stürmt. Ich habe hier das Süste-milieu, die heuchlerisch katholische Karlistenpartei und die preussischen Spione auf dem Hals. Meine „Französischen Zustände“ sind nämlich in französischer Sprache erschienen, begleitet von meiner ganzen, unverstümmelten Vorrede. Diese ist jetzt auch bei Heideloff in deutscher Sprache erschienen, und kann jetzt ungefähr schon in Leipzig sein, wo Sie sie sehen. Ich würde sie Ihnen schicken, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie dadurch kompromittiert werden könnten. Nehmen Sie sich in Acht. Hier nicht einmal ist

man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehre Deutsche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick arretiert zu werden.

Vielleicht ist mein nächster Brief aus London datiert. Ich bedeuete Ihnen das Alles, um Sie zur Vorsicht und Mäßigung zu bewegen. Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig, als möglich. Bewahren Sie uns die wichtige Festung, die „Elegante Welt,“ für die Folge. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe Dies nie gefürchtet. Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, daß es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas allzu gelinde flöte. — Ich werde seiner Zeit schon die große Trompete blasen, und bin diesen Augenblick mit der Abfassung einiger tüchtigen Trompeterstückchen beschäftigt. — Mit der Kopie meines Kopfes und versprochenen poetischen Schnurrpfeiferein werde ich wohl Sie unverzeihlichst dahin halten; aber wollen Sie das Ganze nicht auf nächstes Jahr verschieben? Nächstes Jahr kann man ruhiger sich zeigen. — Leider in diesem Augenblick, wo ich von den öffentlich und persönlich wichtigsten Dingen unlärmig bin, habe ich noch den ästhetischen Kram auf dem Hals, muß für Campe ein Buch zusammenkneten, auch

über deutsche Literatur schreiben u. u. Der zweite Theil meines „Zur deutschen schönen Literatur“ erscheint diese Woche bei Heideloff hieselbst; werde Ihnen das Büchlein gleich zuschicken.

Für Alles, was Sie mir Freundliches geschrieben und über mich gedruckt haben, danke ich mit ganzer Seele. Sein Sie überzeugt, daß ich Sie verstehe, und also wahrhaft schätze und ehre. Sie stehen höher, als alle Anderen, die nur das Außerliche der Revolution, und nicht die tieferen Fragen derselben verstehen. Diese Fragen betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten mußte. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. — Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel. —

Ich schreibe diese Zeilen im Bette meiner schön-
heftigen Freundin, die mich diese Nacht nicht fort-
ließ, aus Furcht, daß ich arretiert würde.

Ihr

H. Heine.

103. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 16. Julius 1833.

Liebster Varnhagen!

Ich hoffe, daß Sie immer wissen, welchen
Gründen ein langes Stillschweigen beizumessen ist;
daher keine Entschuldigung. — Es geht mir äußer-
lich noch immer sehr gut, ja besser als je, auch mein
körperliches Unwohlsein ist in der letzten Zeit nicht
so drückend gewesen. Doch muß ich noch immer
gegen mein Nervenübel kämpfen; Dieses hindert mich
in meinen Arbeiten, und doch habe ich Viel zu thun,
aber wieder lauter Kleinram. Mein Leben ist ein
wahres Geschäft geworden, ein grämliches Krämer-
geschäft.

Die verlangten Briefe*) hatte ich nicht schicken

*) Varnhagen hatte nach dem Tode seiner Frau die
Briefe derselben von sämtlichen Freunden zurück erbeten,
um eine Auswahl davon zu veranstalten, welche unter dem

können, weil sie in Deutschland geblieben. Nur einen Brief hatte ich mitgenommen, weil er eins der schmerzhaftesten Gefühle, die mich eben bewegten, am tiefsten aussprach. Mein größter Kummer vor zwei Jahren bestand nämlich darin, daß ich meine kleine Familie, besonders meiner Schwester jüngstes Kind verlassen mußte. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreise. Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen, und wahrlich nicht mit Leichtsinne. Daß ich aber einst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag schon meine Marschrouten für das ganze Leben.

Diese Tage wird ein zweites Bändchen meiner Literaturgeschichte auf Deutsch bei Heideloff erscheinen, und es soll Ihnen gleich geschickt werden; obgleich Sie die Artikel schon im Französischen gelesen. Ich will noch doppelt so Viel über deutsche Literatur schreiben, aber gebe es wahrscheinlich nicht in die „Europe.“ Erstens wird diese Zeitschrift sehr wackelig, zweitens habe ich zu vielen mißwollenden Einmischungen da zu begegnen. Die Gründer sind Le-

Titel „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“
1834 in 3 Bänden bei Duncker & Humblot zu Berlin
erschienen.

gitimisten meistens, und besonders die katholische Partei hat da die Hand im Spiel. Letztere wird täglich mächtiger, ihre Verzweigungen sind furchtbar, und ich muß mit dieser Hydra wieder einen fürchterlichen Kampf beginnen. Dazu sammle ich Kräfte — ich werde aber nicht anfangen. Voyons. —

Mein Buch, die französische Übersetzung der „Zustände“, macht allgemein Glück. Ich hab' dem Übersetzer zu danken, daß die unverstümmelte Vorrede dazu gekommen. Diese, das leidenschaftliche Produkt meines Unmuths über die hündestäglichen Beschlüsse, versperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland; aber sie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächsten Insurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverständnisses mit Preußen beschuldigen können. Schufte, wie Börne und Konsorten, habe ich dadurch unschädlich gemacht, für mich wenigstens.

Mein Buchhändler in Hamburg hatte die Vorrede besonders gedruckt, und zwar mit fremden Zwischenätzen. Obgleich ich ihm verbot, sie auszugeben, hatte er doch einige Exemplare an Polen mitgetheilt, und mit solch einem Exemplar und der französischen Ausgabe hat ein hiesiger Deutscher die Vorrede ergänzt und auf eigne Hand herausgegeben. — Ich erzähle Ihnen Das, damit Sie mich nicht

der größten Thorheiten beschuldigen. — Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen. Ich ziehe mich übrigens von der Tagespolitik zurück, und beschäftige mich jetzt meistens mit Kunst, Religion und Philosophie. —

Die Recension von Weiße hab' ich gelesen; mit großem Vergnügen; denn von allen seinen Vorwürfen trifft mich kein einziger. — P. sitzt hier wegen Schulden in St. Pelagie. — Mit Michel Chevalier, der Sie tief, innigst grüßen läßt, habe ich stundenlange Berathungen über Religion. — In drei Wochen reise ich ins Bad. — Nächstes Jahr reise ich vielleicht nach dem Orient. — Mich befriedigen nicht die Obeliskten, die man mir nach Paris bringt. — Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundlichst zugewogen

Ihrem

H. Heine.

104. Erklärung.*)

Da ich in meiner Jugend über die persönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht selten überhäuft, immer ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtet, so darf man wohl vermuthen, daß ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen Dergleichen ziemlich unempfindlich geworden, und daß nur die allgemeinen Interessen, die ich verrete, mich

*) Die „Leipziger Zeitung“ vom 12. November 1833 enthielt einen Artikel aus Paris, der von Heine erzählte, man habe ihn mit einem falschen Briefe arg mystificiert. Dieser Brief sei ihm nach Boulogne, wo der Dichter badete, nachgeschickt worden und habe von einer Mission preussischer Officiere gesprochen, die nach Paris kommen und Heine todt-schießen wollten. Darauf habe Dieser in äußerster Bestürzung die Hilfe des Polizeipräfekten Gisquet und des preussischen Gesandten angesprochen. In Betreff dieser Dinge veröffentlichte Heine in der außerordentlichen Beilage Nr. 425 zu Nr. 332 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (vom 28. November 1833) die obige Erklärung, welche gleichfalls in Nr. 235 der „Zeitung für die elegante Welt“ (vom 30. November 1833) mit den von [] umschlossenen Zusätzen abgedruckt ward. In einem verloren gegangenen Begleitbriefe an Heinrich Laube, den Redakteur der letztgenannten Zeitschrift, schrieb Heine: „die Leute glaubten wahrscheinlich, er werde, wie sonst immer, alle Lügen unbeantwortet lassen, aber die Goethe'sche Silberne-Löffel-Periode sei vorüber.“

veranlassen mögen, einigen anonymen Zeitungslügen zu widersprechen. In Beziehung auf einen Pariser Artikel der „Leipziger Zeitung“ vom 12. November will ich daher zunächst erklären: dass ich nie bei der preussischen Regierung eine Anstellung gesucht, und daher meine bisherigen und künftigen Aussprüche über Preußen keineswegs in einer verweigerten Anstellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, dass mir nie die Thorheit kam, zu äußern: ich brauchte mich nur in Deutschland zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Unwahrheit die eben so alberne Angabe, als habe ich den Schutz des Herrn Polizeipräfekten Gisquet und Sr. Excellenz des Herrn Gesandten von Werther gegen die Drohungen preussischer Officiere und Edelleute nachgesucht, oder nachsuchen wollen. Ich erkläre, dass ich diese Drohungen größtentheils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgesinnten vorbereitet habe, erforderlichen Falls den preussischen Händelsuchern, in Gemeinschaft mit mir, die gebührende Genugthuung zu besorgen. Ich erkläre auch, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen bestätigte, nicht vorgewiesen haben, wenn nicht die Gegner behauptet hätten, er sei von mir erdichtet; diesen Brief werde ich außerdem in meinem nächsten Buche abdrucken lassen, welches nicht

rathsam wäre, trüge er nicht in sich selber die Merkmale der Echtheit, und besäße ich nicht zugleich hinlängliche Kunde von dem Überbringer [welcher in meiner Abwesenheit mich bei meinen Freunden aufgesucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte.] Über die grobe Ausflucht, über die anonyme Injuration, als habe man durch einen [nach Boulogne direkt gesandten] Brief mit fingirter Unterschrift mich mystificieren wollen, bedarf es wohl keiner besondern Erklärung.

Paris, den 19. November 1833.

H. Heine.

105. An Charlotte Embden.

Paris, den 13. Februar 1834.

Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!
Vor anderthalb Minuten erhalte ich den lieben Brief, worin mir unsre glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in die Wochen kommen.

Mit tiefem Seufzen sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. Ich lasse mich bei

Herrn Moritz von Embden sehr bedanken, aber ich hoffe, dass er sich jetzt in Acht nehmen wird, uns nicht öfters solche Freuden zu bereiten. — Ich umarme dich, liebes Vottchen, und ich sehne mich nach Nichts in der Welt mehr, als dass ich die alte Gluck und dich, die junge Gluck, und deine kleinen Vögelchen wohl wiedersehe. Dass Max nach Russland reist, ohne dass ich ihn gesehen, macht mir viel Kummer. Schreib nur gleich, wie du dich befindest, ich fühle schon die Nachgeburt meiner Sorge. — Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken

Euren ergebenen

H. Heine.

106. An Betty Heine.

Paris, den 4. März 1834.

Ich muss mich bitter beklagen, liebe Mutter, dass ich, seitdem ihr mir Vottchens Niederkunft gemeldet, ganz ohne alle Nachricht von euch bin. Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührt es sich wohl, dass ich Etwas von dem Wohlsein meiner Schwester erfahre. Ich merke, dass euch nicht viel an mir gelegen ist, und dass ich ein Narr bin, euch zu schreiben. Ihr habt Nichts zu

thun, und ich muß doch um jede Zeile betteln. — Ich befinde mich wohl und gesund, welches mir im Grunde leid ist; denn wäre ich krank, liebe Mutter, so würde ich es dir heute schreiben, bloß um dich zu ängstigen.

Wenn ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an dir wegen deines langen Stillschweigens zu rächen. Ich fühle wirklich schon einige Diarrhöe; seit zwei Minuten fullert es mir sehr stark im Bauch, ist Das vielleicht die Cholera? Mein theurer Herr Märchen schreibt mir auch Nichts, warum erhalte ich keinen ordentlichen Brief von Euer Wohlgeboren? Wie lebst du, wie geht es dir, wo bist du, wo wirst du sein? Du könntest mir auch über deutsche Literatur schreiben, denn außer den Brockhausischen Blättern erhalte ich hier kein einzig deutsches Journal. — Den „Salon“ habe ich endlich erhalten, es sind sehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten, Dieses war politische Absicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblick kein rathsam Renommée. Die De-

magogen sind wüthend über mich; sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen anderen Narren suchen. Hier geht es mir vortrefflich. Lottchen und die Kinder zu küssen; lebt wohl.

H. Heine.

107. An Maximilian Heine.

Paris, den 21. April 1834.

Lieber Max, euren lieben Brief, woraus ich ersehe, daß ihr Alle Narren seid, hab' ich erhalten, und da in diesem Augenblick mein körperliches und geistiges Mißbehagen mir nichts Besseres zu thun erlaubt, so will ich auf der Stelle deine Zeilen erwidern. Rathe mir als Arzt, was thue ich gegen Kopfsweh, das mich seit zwei Monaten stärker als je heimsucht? Es ist vielleicht Folge großer Geistesbewegung. Nicht als hätte ich in der letzten Zeit so viel gearbeitet, sondern vielmehr die Widerwärtigkeiten, die ich, in Folge der politischen Begebenheiten, zu erleiden hatte, verhinderten mich meistens am Arbeiten. Meine Lage ist nur von außen glänzend,

ich werde von den außerordentlichsten Ehrenbezeugungen fast erdrückt. Du hast keine Idee davon, welche kolossale Reputation hier auf mir lastet — aber Das ist eine Last wie jede andere und hat genug Noth, Ärger, Verlegenheit, Mühe und Qual zur Folge.

Ich begreife jetzt sehr gut, warum alle berühmte Männer ein unglückliches Leben geführt. Rathe mir, lieber Max, soll ich dies Jahr wieder ein Seebad besuchen? Schlecht, eigentlich schlecht ist mir die See noch nicht bekommen. Hat mir aber vorig Jahr nicht viel geholfen. Auf jeden Fall kann ich erst August Paris verlassen, denn ich lasse jetzt meine „Reisebilder“ ins Französische übersetzen, und mein Übersetzer ist so schlecht, dass ich die meiste Arbeit dabei habe. Dann habe ich noch eine Reihe Artikel über Deutschland zu schreiben, versprochene Arbeit, die ich unterlassen würde, wenn ich hier nicht enormes Geld brauchte. Enorme Summen seit einem Jahre ausgegeben. — Sag an Campe, er kann ganz sicher sein, dass ich ihm bald Manuscript schicke. Die Zögerung liegt in den Zeitumständen, ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich Dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reactionsepoche nur zahme Bücher herausgeben. Hätte ich nur keine Kopfschmerzen!

Dass deine „Bilder aus der Türkei“ wegen deiner Russenliebe just nicht überall amüsieren, konntest du dir wohl vorstellen bei der jetzigen Stimmung. Tröste dich aber damit, dass das Buch selbst gut ist. Das Buch ist wirklich gut. Die Verse sind schlecht, die Prosa ist aber vortrefflich. Ich verstehe Das. Habe jetzt zum dritten Mal gelesen, und ich weiß nicht, warum ich nicht gegen meinen eigenen Bruder gerecht sein soll. Die Deutschen haben wahrhaftig nicht viel Ähnliches in den letzten drei Jahren hervorgebracht, Besseres gewiss nicht. Ich weiß, dass es nicht leicht ist, mit Leichtigkeit zu schreiben, und gar über Krieg und Pest. Ich stelle dein Buch den „Briefen eines Verstorbenen“ an die Seite. Der Verfasser dieses letzten Buches, der Fürst Pückler, hat sich verschlechtert. Er hat mir sein „Tutti frutti“ geschickt mit einem langen liebkosenden Briefe*), hat aber mein Urtheil nicht damit bestechen können. Der beste deutsche Schriftsteller bin ich jetzt — parmi les aveugles le borgne est roi. Wer, wie ich, zwei Augen hat, ist es also ganz gewiss. — Ich tausche aber gleich mit Rothschild — der Teufel soll Rothschild holen, der dem Improvisator Langenschwarz

*) Derselbe ist in der Anmerkung zu dem Brief Nr. 120, auf S. 316 ff. dieses Bandes, abgedruckt.

einen Empfehlungsbrief an mich gegeben hat, so daß dieser langweilige Mensch mir diesen Morgen mit diesem Empfehlungsbrief seine Aufwartung gemacht und zwei volle Stunden gekostet hat. Das Beste an ihm ist, daß er dich kennt, und von dir zu erzählen wußte, daß deine Geliebte in Petersburg ein wunderschönes Mädchen sei. — Grüß mir Karl *), über den ich sehr böse bin, da er mir nicht schreibt. Sage ihm, ich könnte ihm die schönsten Sachen schreiben, z. B. daß ich Goldschmidt hier gesehen, welcher einen ungeheuer großen Schnurrbart trägt, so daß, wer ihn nicht kennt, ihn für einen kalabresischen Banditen, kurz für einen wüthenden Bramarbas halten würde. Er ist aber doch noch der Alte, und wenn er an der Wand den Schatten seines eigenen Schnurrbarts sieht, so erschrickt er.

Grüße mir alles Unterrockvolk in Hamburg, meine Mutter, Lottchen, meine drei Nichten, Madame Salomon Heine u. s. w.

Hätte ich nur keine Kopfschmerzen!

Dein Freund und Bruder

H. Heine.

*) Karl Heine, Sohn des Oheims Salomon Heine.

108. An Helmina von Chezy.

Paris, den 2. Januar 1835.

Vorgestern, in der stärksten Kälte, habe ich die Nachtigall in ihrem Cherchemidi-Neste*) besuchen wollen, und sie war ausgeflogen. Bei 99 Grad Kälte! Die Barnhagen in drei Bänden habe ich zurückgelassen; bitte nun auch den besprochenen Artikel bald fertig zu machen.

Sie haben mir gesagt, Sie hätten den Hölty. Ist es der Fall, und ist es die Ausgabe mit der Vorrede von Boss, so bitte ich Sie, Süßflötende, mir das Buch zu leihen, und wenn es Ihnen zur Hand etwa liegt, dem Überbringer mitzugeben. In einigen Tagen werde ich wieder bei Ihnen vorsprechen:

Frau Katze, Frau Katze,

Schön Feuerchen hatse, u. s. w. in deutschem Dialekt. —

Wohl ausgeruhten Morgen wünscht

Dero ergebenener

H. Heine.

*) Helmina von Chezy wohnte damals in der Rue Cherchemidi.

109. Erklärung.

Der Verfasser des zweiten Theils des „Salon von H. Heine,“ welcher bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen, benachrichtigt das Publikum, dass dieses Buch, von der Verlagshandlung eigenmächtig abgekürzt und zugestutzt, in einer verstümmelten Gestalt gedruckt worden ist. Diejenigen Zeitungs-Redaktionen, die wenigstens gegen Buchhändlerwillkür die deutsche Schriftstellerwürde vertreten wollen, werden ersucht, diese Anzeige der öffentlichen Kunde zu übergeben.

Paris, den 19. März 1835.

110. An Julius Campe.

Paris, den 7. April 1835.

Lieber Campe!

Ich eile, Ihren Brief vom ersten April so schnell als möglich zu beantworten. Hauptsächlich drängt mich dazu der Wunsch, Ihnen zu versichern, dass ich bei Mißshelligkeiten in meinen Autorgeschäften immer die Verlagshandlung Hoffmann und Campe sehr scharf von der Person meines alten Freundes Julius Campe unterscheide. Aber in Betreff der besagten Verlagshandlung war ich vollauf berechtigt, die Geduld zu

verlieren. Ich hatte an Hoffmann und Campe geschrieben, daß man mir mit der Post eine gewisse Anzahl Exemplare meines zweiten „Salons“ gleich hierher schicke. Zwei Monat war das Buch heraus, und ich erhielt keine Exemplare. Ja, ich habe bis auf diese Stunde sie nicht erhalten und mußte Absicht in dieser Nichtsendung erkennen, als mir hier in dem Laden von Heideloff und Campe der gedruckte „Salon“ zu Gesicht kam. Beim flüchtigsten Durchblättern sah ich überall Lücken und Auslassungen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der „Allgemeinen Zeitung“ dagegen zu protestieren*), wie es meine Pflicht als Schriftsteller erforderte. Ich mußte glauben, daß man mir das Buch absichtlich nicht hergeschickt, damit ich diesen Frevel nur spät erführe, und alsdann aus Trägheit jede Reklamation unterließe. Es waren keine Censurstriche zu sehen, und die unterdrückten Stellen waren mir eben die wichtigsten, sie hatten durchaus keine politische Gefährlichkeit, und der Verleger von Börne'schen Briefen durfte wahrlich nicht davor erschrecken. Ich bin überhaupt keineswegs als Demagoge verrufen, habe den Regierungen Beweise meiner Mäßigung gegeben, und

*) Die unter Nr. 109 mitgetheilte „Erklärung“ war in der außerordentlichen Beilage Nr. 114 und 115 zu Nr. 86 der „Allgemeinen Zeitung,“ vom 27. März 1835, abgedruckt.

in einem philosophischen Buche durfte man wohl einige revolutionäre Boutaden durchlaufen lassen. Einen Tag später nach der Absendung meiner Erklärung erhielt ich Ihren Brief, worin Sie mir meldeten, dass die Censur so Viel gestrichen. Und warum meldeten Sie dieses zwei Monat nach dem Erscheinen des Buches? Dieses ist um so tadelnswerther, da ich in der Meinung stehen musste, dass Bücher über 20 Bogen keiner Censur unterworfen seien. Ich hatte, für den Fall, dass mein Manuscript nicht bis zu 20 Bogen ausreiche, Sie ersucht, den „Neuen Frühling“ mit Ausnahme des letzten Gedichtes beizudrucken und eine Berlegernotiz über diesen schon gedruckten Cyclus mitzutheilen. Statt Dessen sehe ich, dass kein Wort diesen erneuten Abdruck justificiert, und dabei fehlen noch sechs Gedichte von diesem Cyclus . . . ja, es fehlt die Dedikation sogar . . . ich will dieses Alles noch hingehen lassen . . . Aber, es stoßen mir bei dieser Erscheinung gar viele widerwärtige Gedanken auf. Ich lasse mich nicht wie ein Zunge, der schweigen muß, behandeln. Ich war vielleicht ein kleiner Zunge, als Sie mich zuerst sahen, aber Das sind jetzt zehn Jahre, und ich bin seitdem ganz erschrecklich gewachsen. Und gar in den letzten vier Jahren; Sie haben keinen Begriff davon, wie ich groß geworden bin. Ich überrage einen

ganzen Kopf hoch eine Menge Schriftsteller, denen ihre Verleger, mit welchen sie nicht einmal in Freundschaft stehen, doppelt so viel Honorar zahlen, wie Sie mir zahlen. Es ist wahr, ganz kleine Jungen von Schriftstellern erhalten jetzt so viel Honorar wie ich; aber Das sollte Sie doch nicht verleiten, meine reelle Größe in Anschlag zu bringen, wenn es die Behandlung gilt; denn wahrlich, eben wie eine honette Köchin, habe ich immer weniger auf Gehalt, als vielmehr auf gute Behandlung gesehen.

Und noch auf diese Stunde habe ich meine Exemplare vom zweiten „Salon“ nicht erhalten und mußte für mein armes Geld bei Heideloff ein Exemplar kaufen!

Genug, ich war zur Annonce in der „Allgemeinen Zeitung“ hinreichend befugt. Die Verlags- handlung Hoffmann und Campe kann erwidern, was sie will. Ich lasse Nichts darüber mehr in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich die Erwiderung dieser Verlags- handlung in meinem nächsten Buche berücksichtige, und sie ehrlich und offen jeder Klüge entlaste, die sie nicht verdient. Daß Ihnen diese Geschichte verdrießlich, daß Sie über mich ungehalten sind, verdanke ich Ihnen nicht; es macht Ihnen vielmehr Ehre, und es zeigt, daß Sie auf Charakter halten. Das habe

ich immer an Ihnen zu schätzen gewußt. Ehrlich gesagt, die freundlichen Stellen Ihres vorletzten Briefes, Ihr Wunsch, daß wir in freundschaftlicher Verbindung bleiben, Ihre heitere Hoffnung der Gevatterschaft hat mir, der ich Tags zuvor meine Erklärung an die „Allgemeine“ geschickt, sehr wehmüthig die Seele bewegt. Sie dürfen mir es auf meine Ehre glauben: die glänzendsten Anerbietungen Ihrer Kollegen habe ich bis heute unbeantwortet gelassen. Wäre die verdammte Geschichte des Wartens auf Exemplare und der Ärger über die Verstümmelung meines Buchs nicht dazwischen gekommen, so hätte ich Ihnen bereits meine neuen Anträge gemacht, und Ihnen offen, wie immer, meine Hoffnungen und Wünsche mitgetheilt, und Ihnen bestimmt gesagt, was ich im Laufe dieses Sommers und Herbstes bringen kann und was ich bringen möchte. Ich würde heute schon Bestimmtes darüber schreiben, aber mir summen eine Menge Widerwärtigkeiten um die Ohren. Sedenfalls binnen acht Tagen erhalten Sie die versprochenen Erläuterungen. — Ich denke, wenn Sie bald ein neues Buch von mir dem Publikum bringen, so ist Dieses eine hinlängliche Reparation in den Augen desselben. — Leben Sie wohl und thun Sie, was Sie wollen. Mein Ärger ist verraucht, und eigentlich mißbilligen kann ich nicht, was ich

gethan. Verlassen Sie sich immer auf meine Loyalität, und somit Punktum. Unverändert Ihr
H. Heine.

111. An August Lewald.

Paris, den 11. April 1835.

Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft, mir die gute Ausrede zu insinuieren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit Oktober hat Nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, Niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke und so habe ich oft darüber geseufzt, daß Sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und Das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigten Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn

ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen.

Lesen Sie das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

H. Heine.

112. An Rosa Maria Assing.

Sonchère, den 30. Junius 1835.

So eben, werthe Freundin, empfangen Sie Ihren Brief, der mir Ihre Ankunft in Paris meldet. Seit einigen Wochen habe ich diese Stadt verlassen und lebe in der Nähe von Saint-Germain auf dem

Schlosse einer schönen Freundin, wo ich noch acht Tage zubringe, ehe ich nach Boulogne sur mer reise. Ich kann unterdessen nur noch einmal nach Paris kommen, weiß aber weder Tag noch Stunde; hoffentlich aber finde ich Sie noch dort. Sie zu verfehlen wäre mir höchst schmerzlich. Wahrscheinlich komme ich Donnerstag; wenn Sie mich für diesen Fall um ein Uhr erwarten wollten, wäre sehr hübsch.

Ich bin höchst begierig, Sie zu sehen und zu sprechen. Ich bin seit Jahr und Tag ganz ohne unmittelbare Nachricht von Ihrem Bruder, meinem lieben, lieben Freunde. Ich schrieb ihm nie, aus Furcht, daß meine Briefe ihn kompromittieren könnten; denn man hat mich in dieser Hinsicht gewarnt. Die tolle Zeit hatte alle Verhältnisse und Beziehungen so verdrießlich und unbequem verschoben. — Ich bin ganz

Ihr

H. Heine.

113. An Julius Campe.

Paris, den 2. Juli 1835.

„Oh' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben! —“

Diese Worte, liebster Freund, brauche ich heute zu meiner Justifikation in jeder Hinsicht. Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten schlugen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daß ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Setzt, Dank meiner unverwüsthlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten.

Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner

werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.

Bei solcher Stimmung mögen Sie es gewiß natürlich finden, daß manche unterbrochene Arbeit unvollendet bleibt, wenigstens für jetzt. Indessen hoffe ich, dennoch in diesem Jahre manches Gute, auf jeden Fall Besseres, als meine früheren Arbeiten, zu dichten und zu schaffen. Von hier, in kürzester Frist, reise ich nach Boulogne sur mer, welches liebliche Meerstädtchen mir, wie Sie wissen, als beste Arbeitsstube dient. Ein kostbares, welterfreuliches Buch will ich dort schreiben. Ich habe mir vor journalistischen Andringlichkeiten Ruhe geschafft, und trotz der enormen Ausgaben, die ich in diesem Jahr schon bestanden, hoffe ich, daß diese Ruhe nicht durch Finanznöthen gestört wird. Zu diesem Behufe will ich heute mit Ihnen überlegen, und Ihnen, wie Sie es dringend immer verlangen, bestimmt melden, was Sie für die nächste Zeit von mir zu erwarten haben, was ich von Ihnen wünsche, worauf ich rechne, worauf Sie zählen können, ehrlich und unverhohlen, wie Sie es bei mir gewöhnt sind. Ich habe Ihnen die Ursache meines langen Stillschweigens gemeldet, damit Sie solches keinen falschen Gründen

beimessen. Weder hiesige Buchhändler, wie Sie irrig wähnen, noch fremde, die mich in der letzten Zeit, wo mein Name europäisch geworden, mit Anträgen quälen, haben mich in dem Vorsatz, manche Ihrer beschwerlichsten Kitzeleien zu ertragen, wankend gemacht. Ich mache mir über den Charakter Ihrer Herren Kollegen keine Illusion, bei einer Verlagsänderung kann ich höchstens ein oder zwei Louisd'or mehr gewinnen, der übliche Ärger wird mir bei Keinem erspart werden, ja ich würde auf ganz neue Unerträglichkeiten stoßen. Bei Ihnen, glaub' ich, habe ich das Drückendste überstanden: die Pfeffernüsse*), die angeklebten Verlagsanzeigen mit Roth-Renomméen, die Schadenfreude bei schlechten Recen-

*) Zur Erklärung dieser scherzhaften Anspielung diene folgende Anekdote. Während seines Aufenthalts in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine eines Abends im Alsterpavillon mit seinem Verleger Campe und seinem Freunde Friedrich Merckel zusammen. Nach einer lebhaften und anregenden Unterhaltung geleiteten Letztere den Dichter bis an sein Logis auf dem Valentinskamp, und schlenderten dann noch eine Weile zwischen den Buden des Gänsemarktes umher. Campe, der sich entsann, daß Heine gern Kuchen esse, kaufte ein Packet Pfeffernüsse und kehrte sofort mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach sein mußte, da seine Zimmerfenster erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße seinen Namen zu rufen, so wurde das Licht ausgelöscht. Campe schellte jetzt

sionen, die ewigen Klagen, die großen Auflagen, die kleinen Foppereien, kurz die Julius-Campejaden. Können Sie Ihre Natur etwas für die Zukunft bezwingen, so thun Sie es doch, bitte! Von den großen Honorarserhöhungen, die Sie zu befürchten standen, sollen Ihnen auch die Haare nicht grau werden. Ich habe nie dran gedacht, mir ein Vermögen zu erschreiben; wenn ich eben habe, was ich brauche, bin ich zufrieden. Knaufereien von Ihrer Seite führten immer dahin, daß ich mich lukrativeren Beschäftigungen hingeben mußte. Sie handelten in dieser Hinsicht immer unpolitisch. Ich brauche dies Jahr noch 2000 Mark Banko, ich will sie von Ihnen haben, und auf folgende Weise.

an der Hausthür, und gab die Pfeffernüsse für Heine ab, mit dem Zusatz: „Von Professor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüsse geschmeckt?“ frug Campe, als er Heine nach einigen Tagen wieder im Alsterpavillon sitzen sah. „Was!“ rief Heine, indem er sich ärgerlich vor die Stirn schlug, „Sie haben mir die Kuchen geschickt? Und ich Thor habe sie verbrannt! Da sie mir im Namen des Professors Hugo überbracht wurden, und ich auf der Straße meinen Namen hatte schreien hören, so glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen ich in der „Harzreise“ so übel mitgespielt, wollten mich aus Rache vielleicht durch vergiftete Pfeffernüsse umbringen!“ Begreiflicherweise ward Heine von seinem Verleger, wie von andern Freunden, noch oft mit dieser Geschichte geneckt.

Ich denke, 20 Bogen werde ich in Boulogne schreiben, und für diese zahlen Sie 1000 Mark Banco; ist das Buch stärker als zwanzig Bogen, ist es geringer, so berechnen wir die Differenz. Es ist ein Buch amüsanten Inhalts, und kein Censor in der ganzen Welt wird Etwas dran auszusetzen haben. Auf Termine der Beendigung kann ich mich nicht bestimmt einlassen; will aber auch über das Honorar nicht früher verfügen, als bis ich Ihnen das Manuscript schicke.

Dann offeriere ich Ihnen meine Geschichte der romantischen Poesie, bestehend aus den beiden Bändchen, die bei Heideloff und Campe herausgekommen, vermehrt um circa 6 bis 7 Bogen. Sie wissen, ich hatte diesen Herren beide Bändchen nur auf ein halb Jahr verkauft, jedes für 400 Franks. Juli vorigen Jahrs hatte ich schon seit anderthalb Jahr das Recht, zum Wiederabdruck zu schreiten, welchen ich diesen Herren, wenn ich mich nicht irre, zu einem Honorar von 100 Louisd'or antrug. Freund Heideloff konnte sich nicht entscheiden, wegen Abwesenheit des großen Napoleon*), und Dieser schrieb endlich, dass wegen der damaligen Verfolgungen abseiten der deutschen Regierungen er Nichts von mir drucken könne,

*) Napoleon Campe war der Associé Heideloff's.

und daß er mir eher rathe, bei Ihnen das Buch erscheinen zu lassen. Vom ersten Bändchen war Alles vergriffen, vom zweiten Bändchen noch einiger Vorrath, trotz der schlechten Versendungsart. Ein Anderer hätte von seinem Recht der erneuten Auflage schon längst seit Jahr und Tag Gebrauch gemacht, aber theils weil ich nicht sehr geldbenöthigt war, theils auch weil ich später mit Ihnen in zufälligen Konfusionen war, wartete ich bis heute, Ihnen dieses Buch anzutragen, und auch für dieses sollen Sie mir 1000 Mark Banco Honorar geben. Ich gestehe, daß mir Ihr Beter eben Sie zum Verlag vorschlug, hat in mir die widersprechendsten Ideen erregt. So Viel sein Sie gewiß: das Buch in seiner erneuten Gestalt ist wie ein Handbuch; Jeder nimmt es zu dem bezeichneten Honorar, und sei es auch nur, um mit mir in Verbindung zu treten. Ich bitte, ich bitte, bei Leibe lassen Sie mir auch nicht den geringsten Klagelaut hören, als fordere ich zu Viel, da das Buch schon einen früheren Abdruck erlitt. Dieser bestand nur aus 1000 Exemplaren; sechs, wie gesagt, bis sieben Bogen vermehren das Buch, und wäre es auch nur honoris causa, darf es nicht fehlen bei dem Verleger, der alles Andre von mir verlegt. Sein Sie überzeugt, ich werde nie Unbilliges von Ihnen verlangen, und wenn Sie manchmal nicht

im Stande sind, meine Ansprüche zu präcisieren, so bedenken Sie, daß, wenn Sie sich bei einem Buche wenig, Sie sich bei dem anderen Buche von mir desto mehr Nutzen versprechen können. Genug, ich glaube mit Gewißheit, bei meinem nächsten Buche eine Vogue der außerordentlichsten Art prophezeien zu können — wenn Sie keine Plapperlotte wären, würde ich Ihnen den Titel nennen. Und nun Lebewohl — ich habe Ihnen meine jüngsten Mißgeschicke, meine erneute Arbeitslust hinlänglich angedeutet — und ich hoffe, daß Sie mich, der Ihnen Wunsch und Verlangen offen ausgesprochen, mit liebevoller Antwort unterstützen und bei Leibe durch keine Anickerei unmuthig machen und zu widerwärtigen Anknüpfungen mit fremdem Volke nöthigen. Ich verlasse mich auch ein gut Stück auf alte Freundschaft.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Schreiben Sie mir unter Adresse du Comte de Breza, Rue Traversière, Saint-Honoré, Hôtel de Bristol à Paris. Dieser schickt mir die Briefe nach Boulogne.

114. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1835.

Mein hochzuverehrender Freund, insbesondere werthgeschätzter Verleger und Gönner, Herr und Gebieter — liebster Campe!

Entschuldigen Sie, dass ich auf Ihren Brief vom 9. Juli erst heute antworte. Sie sind es selber Schuld, Sie wissen, es ist mir Nichts widerwärtiger, als weitläufiges Wiederholen des Einmalgesagten, und ich zögere dann von einem Tag zum anderen mit Antworten. Und dennoch muss ich heute endlich schreiben, denn Ihr Brief giebt mir nicht hinlänglichen Bescheid auf meine Anfrage, und doch wünschte ich, Ihnen nie Gelegenheit zu geben, über voreiliges Verlassen von meiner Seite zu klagen. Können Sie die „Literatur“ nicht gebrauchen, so muss ich sie, wie sich von selbst versteht, einem Andern geben, und Dieser, wie vorauszusehen, verlangt dann auch das nächste neue Buch von mir. Ich wollte mir dieses Dilemma ersparen, mir die Negociation abfürzen, indem ich Ihnen die beiden Artikel zugleich antrug. Die „Literatur“ hätte ich Ihnen schon längst geben können, aber ich wartete, bis ich Ihnen auch zugleich etwas ganz Neues offerieren konnte, bis ich Ihnen

Solches ganz bestimmt antragen konnte, und Sie also eine Garantie hätten, in dem neuen Buche jenen größeren Nutzen zu finden, den Sie bei der „Literatur“ vielleicht nicht erwarten. Die „Literatur“ wird indessen eins meiner besten Bücher sein, und sie wird in der neuen Gestalt und durch Ihre Betriebsamkeit sich eines neuen Schwungs erfreuen. Sie sind gewöhnt, lieber Campe, Novitäten zu verlegen, und berechnen den Erfolg eines Buches immer nach dem ersten Jahre. Ich bin Ihr einziger Klassiker, ich bin der Einzige, der ein stehender auflegbarer Literaturartikel geworden — doch wozu ein altes Lied Ihnen wieder vorleiern, das Sie kennen! Sie wissen so gut wie ich, dass meine Bücher, gleichviel welche, noch oft aufgelegt werden müssen — und ich wiederhole meine Bitte, handeln Sie christlich in der Exemplarzahl der Auflage. O, liebster Campe, ich gäbe was drum, wenn Sie mehr Religion hätten! Aber das Lesen meiner eignen Schriften hat Ihrem Gemüthe Viel geschadet, jenes zarte gläubige Gefühl, das Sie sonst besaßen, ist verloren gegangen, Sie glauben nicht mehr, durch gute Werke selig zu werden, nur der Schund ist Ihnen angenehm, Sie sind ein Pharisäer geworden, der in den Büchern nur den Buchstaben sieht und nicht den Geist, ein Sadducäer, der an keine Auferstehung der Bücher, an keine

Auflagen glaubt, ein Atheist, der im Geheim meinen heiligen Namen lästert — o, thun Sie Buße, bessern Sie sich!

Ich hab' heute nicht viel Zeit, sonst würde ich Ihnen eine hässliche Geschichte erzählen, nämlich wie ich durch das Ablehnen eines Verlegerantrags mir eine Widerwärtigkeit schnöderster Art zugezogen. Die Sache ist zu merkwürdig; vielleicht schreibe ich sie Ihnen diese Tage, denn ich weiß, daß Sie im Grunde so viel Freundschaft für mich übrig haben und so honett sind, um nicht tief empört zu werden über jene Geschichte. Ganz

Ihr

H. Heine.

115. An den Grafen Eugen von Breza.

Boulogne sur mer, den 30. August 1835.

Für deinen letzten Brief, moderner Pylades, meinen schönsten Dank. Seitdem aber erwarte ich vergebens einige Zeilen von dir. Sag mir doch: ist Nichts vorgefallen, was mich interessiert? Bist du zuweilen in der deutschen Buchhandlung gewesen, und hast du Blätter und Bücher inspiciert?

Ich bitte dich, geh doch nach dem Briefpostbureau auf der Rue du Baune, am Quai Voltaire, und erkundige dich, ob nicht ein Brief an mich, der sich verlaufen, dort schon seit zwei Monat liegt? Er hat ein schwarzes Siegel mit einem Todtenkopf.

In einigen Tagen bitte ich auch wieder auf dem Carrefour de l'Odéon nachzufragen. — Steht was in der Revue des deux mondes? — Ich befinde mich wohl und verharre mit Hochachtung und Ergebenheit,

Herr Graf,

Deren unterthänigster

H. Heine.

116. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 27. September 1835.

Lieber Laube!

Dank, herzlichsten Dank für die unermüdlische Liebe, die Sie mir bezeugen! Wenn ich Ihnen selten ein Lebenszeichen gebe, so, ums Himmelswillen, schließen Sie nur nicht auf Indifferenz. Sie sind der Einzige in Deutschland, der mich in jeder Beziehung interessiert; ich fühle Dieses tief, und eben desßhalb kann ich Ihnen selten schreiben. Ich fühle

mich zu tief bewegt, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu schreiben, und, wie Sie gewiß gemerkt haben, ich gehöre zu den Leuten, die vor allen Gemüthsbewegungen eine zaghafte Scheu hegen und sie so viel als möglich vermeiden möchten. Ach! trotz der größten Vorsicht erfassst uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unser Sinn getrübt und unser Geist erschüttert ist, sind wir nicht mehr die Genossen der Götter. Dieser Genossenschaft — jetzt kann ich es gestehen — habe ich mich lange freuen können; ich wandelte ruhig und im Lichte; aber seit neun Monden sind große Stürme wieder in meiner Seele laut geworden, und unabsehbar lange Schatten lagerten sich um mich her. Dieses Bekenntnis mag Ihnen meine jetzige Unthätigkeit erklären; ich bin noch immer beschäftigt, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen und wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens mich aus einer dicken Nacht hervor zu arbeiten.

Ihren Brief, den Sie mir durch einen Homöopathen schickten, habe ich richtig erhalten; aber den Überbringer habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und

geistreichsten Weibes . . . in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie Das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?

Ich war nicht wenig Ihretwegen besorgt während Ihrer Gefangenschaft; Ihr Brief, so wehmüthig er mich auch stimmte, war er mir doch ein beruhigendes Labjal. Es wird Ihnen schon gut gehen, ich hoffe es, obgleich ich doch fürchte, daß Sie dem Schicksal welches Leute unserer Art verfolgt, nicht entgehen werden. Sie gehören auch nun einmal zu jenen Fechttern, die nur in der Arena sterben.

Eigentlich bin ich böse auf Sie; ich denke so ungern an Deutschland, und Sie sind Schuld, daß ich an Deutschland denken muß, denn Sie sind dort, und nun gar soll ich Ihnen dorthin schreiben! Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aus Ihrem Briefe erjah ich, daß Sie von selbst mich beklagten ob des saubern Per-

sonals, das sich mir hier als deutsche Landsmannschaft präsentiert. Poignées de main habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes.

Ich bin trübe und bitter heute gestimmt; ich lebe am Meer, und meine Gedanken tragen immer dessen Kolorit; heut ist das Meer dunkelgelb mit ganz schwarzen Streifen. — Werde noch einige Zeit hierbleiben; wenn Sie mir zu schreiben haben, adressieren Sie den Brief nur an Mr. Henri Heine, recommandé aux soins de Mr. Mangin à Boulogne sur mer.

Ich bin in diesem Augenblick ganz ohne Feszen Manuskript und kann Ihnen für den Almanach nur die beifolgenden vier Gedichte anbieten. Leider gehören sie nicht zu meinen vorzüglicheren Produkten. Ich bitte, beurtheilen Sie sie selbst mit unparteiischer Gelassenheit; und sind Sie ebenfalls meiner Meinung, dass sie nicht vorzüglich, so lassen Sie sie bei Leibe nicht drucken. — Nr. 4*) gefällt mir am besten, und dieses Gedicht schützt vielleicht die andern. Kann Nr. 4 des freien Tones halber nicht gedruckt werden,

*) Das Gedicht:

Jüngstens träumte mir, ich ginge
In dem Himmelreich spazieren &c.

so muß ich dringend verlangen, daß auch die drei andern Gedichte nicht gedruckt werden. — Lassen Sie an Wolff einen freundlichen Gruß zukommen. —

Ihre „Reisenovellen“ habe ich mir nie verschaffen können. Kenne nur Ihren Roman. Die 4 bis 5 letzten Monate Ihrer „Eleganten Welt“ habe ich, aber erst Ende vorigen Jahres, zu Gesicht bekommen. Das war mir eine erquickliche Lektüre. — Ich friege hier in Frankreich nur durch Zufall manchmal ein ästhetisches Blatt zu Gesicht. Siebt's von daher etwas für mich Interessantes in diesem Augenblick? — Eine Mischung von Pöbelthum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzel. — Leben Sie wohl. Ich schreibe Ihnen bald wieder.

Ihr Freund

H. Heine.

117. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 11. Oktober 1835.

Edelster Citoyen der Republik Hamburg!

Die zwei Briefe, die Sie mir hierher geschrieben, habe ich seiner Zeit richtig erhalten. Es ist mir nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, daß wir, wenn wir uns einander verständlich gemacht, nicht übereinstimmen

sollten. Vor 4 Wochen ungefähr habe ich Ihnen durch das Dampfboot von Havre das Manuscript „Die romantische Schule“ zugeschickt. Ich zweifle nicht, daß Sie es richtig erhalten haben; doch es ist Nachlässigkeit, daß ich Sie nicht hat, mir gleich den Empfang anzuzeigen. Sie werden sich nun mit eignen Augen überzeugt haben, daß ich zu den beiden Literaturbändchen ein gutes Stück hinzuschreiben mußte, um ein Ganzes zu bilden, um dem Buch seinen neuen Titel geben zu dürfen; und ich weiß, es ist für Sie von dem größten Nutzen, daß ich dem Buche mit Recht einen neuen Titel geben konnte. Ich bin jetzt mit dem Buch zufrieden, ich glaube, es enthält keine einzige schwache Stelle, und es wird als nützlich, lehrreiches und zugleich ergötzlich unterhaltendes Buch länger leben, als der Verfasser und der Verleger, denen Beiden ich doch jedenfalls ein langes Leben wünsche. Einige Stellen im Manuscript, wo ich das Geburtsjahr oder Sterbedatum der Schriftsteller offen gelassen, werden Sie, wie sich von selbst versteht, ergänzt haben. Sie werden bemerkt haben, daß ich auch hie und da Censur ausübte; und ich rechne darauf, daß mir kein Wort im ganzen Buch ausgelassen wird. Ist mir es nicht möglich, unverstümmelt gedruckt zu werden, so will ich lieber die ganze deutsche Schriftstellerei aufgeben. Die

letzte Zeile der Vorrede*), wenn Sie sie zu herbe finden, mögen Sie indessen immerhin austreichen! Ich hoffe, der Titel „Romantische Schule“ gefällt Ihnen. Für mein nächstes Buch habe ich noch keinen Titel, und ich weiß nicht, ob es nicht gar lieber als 3. Salontheil erscheinen lasse. Doch darüber zu seiner Zeit, und in solchen Außendingen höre ich gern von Ihnen Rath. Obgleich ich sehr fleißig bin, so rücken meine Arbeiten nur langsam vorwärts. Ich habe die Dummheit begangen, an zwei heterogenen Thematibus zu gleicher Zeit zu arbeiten. Vor Januar werde ich wohl nicht fertig, welches mich sehr verstimmt. — Um ungestört arbeiten zu können, entschließ' ich mich vielleicht, noch zwei Monat von Paris entfernt zu bleiben. Das ist Heroismus. Über die Summe, die Sie schon seit drei Monaten zu meiner Verfügung haben, werde ich heute trassieren. Für die mitgetheilten Nachrichten danke ich herzlich. Da ich gar keine deutschen Journale zu Gesicht bekomme und mit Niemand in Deutschland korrespondiere, so werden Sie mich immer verpflichten, wenn Sie mir Interessierendes schreiben. Ist Etwas herausgekommen,

*) Bd. VI, S. 12. „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller.“

wo meine Wenigkeit im Guten oder im Bösen besprochen wird, so bitte ich Sie, es mir zu schicken. Die Deutschen in Paris sind ein Lumpenhaufen, womit ich nicht verkehren will, und die deshalb alle möglichen Niederträchtigkeiten gegen mich ausüben. Was schadet's! Leben Sie wohl, heiter und geduldig.

Ihr Freund

H. Heine.

118. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 23. November 1835.

Liebster Laube!

Ihr Brief, den ich zu beantworten eile, hat mir eine peinliche Stimmung verursacht. Ich ersah daraus die Unerquicklichkeit dortiger Zustände und Ihre eignen beängstigenden Wirrnisse. Seit etwa $3\frac{1}{2}$ Monat, wo ich von Paris entfernt, habe ich kein deutsches Journal zu Gesicht bekommen, und außer einigen Andeutungen im Briefe meines Verlegers vor vier Wochen habe ich von dem literarischen Greul, der losgebrochen ist,*) Nichts erfahren. —

*) Wolfgang Menzel's denunciatorische Aufsätze gegen Gutzkow's „Wally“ und die übrigen Schriftsteller des „Sun-

Ich beschwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. — Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel Concessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenlichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Discussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden,

gen Deutschlands“ waren in Nr. 93, 94, 108, 109, 110 und 115 des „Literaturblatts“ vom September, October und November 1835 enthalten.

ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekommt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.

Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugnis verschanzt, so wie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich, den geborenen Antagonisten des jüdisch-mohammedanisch-christlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Lösungswort der Zukunft kennt, gegen Den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr Wenig. Ich weiß, wer ich bin. Füngsthin hat einer meiner saint-simonistischen Freunde in Agypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr

ernsthafsten Sinn hatte; er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.

Dieser Kirchenvater hat in diesem Augenblick sehr viel Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich sehr andrängend beschäftigen und es ihm unmöglich machen, in Deutschland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Noth groß, so werde ich doch ins Geschirr gehn. Dass man mit Herrn Menzel just zu schaffen hat, ist ekelhaft. Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur befudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hänge er längst. Es ist eine gemeine Natur, ein gemeiner Mensch, dem man Tritte in den Hintern geben sollte, dass ihm unsre Fußspitze zum Halse herauskäme.

Uns jetzt anzugreifen! jetzt, wo die Gegenpartei den Fuß auf unseren Nacken hat, Das konnte nur ein Menzel, dem es nie mit unserer Sache Ernst war, der sich nur nach der Juliusrevolution uns anschloss, als sich im Hintergrunde positive Vortheile darboten . . . Und so sind wieder allerlei Büberegenden im Hintergrunde jetzt, wo er der anti-liberalen Partei auf unsere Kosten ein moralisches Vergnügen bereitet. Ziehen Sie Handschuhe an, mein Theuerster, und nehmen Sie einen guten Stock, und

züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel Blößen bietet. Das ist Ihre Sache; lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er gestänkert, die nöthigen Details geben zu einer Biographie. Er kriegt gewiß von der Jugend der deutschen Universitäten seine thatsächlichsten Schläge...

Ich befinde mich in diesem Augenblick in mancherlei Verdrießlichkeiten, deren Schauplatz Paris, und die mich wohl bis zum Frühjahr in Anspruch nehmen. Dem Journal, das Sie jetzt zur Auferstehung bringen,*) kann ich also nicht Viel versprechen; gern jedoch will ich meinen Namen daran knüpfen, und die Gedichte, die Sie von mir haben, können Sie drucken. Unbei noch zwei Schnitzel, die ebenfalls nicht viel werth sind. Das Gedicht jedoch, welches anfängt: „Ich bin nun drei und dreißig Jahr' alt, und du bist fünfzehnjährig kaum,“**) können Sie immerhin abdrucken, aber ich bitte Sie, meinen Namen nicht darunter zu setzen; die Natürlichkeit ist hier bis zur Karikatur gesteigert, Das fühl' ich; es war ein Versuch, Fahrzahlen und Datum im Ge-

*) Heinrich Laube übernahm vom 1. Januar 1836 an die Redaktion der in Braunschweig erscheinenden „Mitternachtszeitung.“

**) Bd. XVI.

dichte einzuführen. — Mit dem übrigen jungen Deutschland steh' ich nicht in der mindesten Verbindung; wie ich höre, haben sie meinen Namen unter die Mitarbeiter ihrer neuen Revue*) gesetzt, wozu ich ihnen nie Erlaubnis gegeben habe. — Einen guten Rückhalt sollen diese jungen Leute dennoch an mir haben, und es wäre mir höchst verdrießlich, wenn es zwischen Letzteren und Ihnen zu Reibungen käme. Ich bitte Sie, durch gemeinschaftliche Freunde diese jungen Leute von den Bedingungen Ihrer Stellung zu unterrichten, damit nicht Mißverständnis ein Unheil anrichte.

Vergessen Sie Das nicht. — In allen Fällen rechnen Sie auf die gefühlteste Theilnahme bei Allem, was Sie persönlich betrifft. Dafs Sie mit einigen meiner Berliner Freunde in gutes Verständnis getreten, ist mir lieb. Varnhagen ist einer der auferordentlichsten Menschen und klar und sicher; wir sind so einverständlich, dafs wir gar nicht einmal eines Briefwechsels bedürfen. — Ihre Frage im Betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan; denn ungern gestehe ich, dafs dieses freiwillige Exil

*) Ludolf Wienbarg beabsichtigte, unter dem Titel: „Deutsche Revue,“ ein Journal herauszugeben, das jedoch vor dem Erscheinen des ersten Heftes verboten ward.

eins der größten Opfer ist, die ich dem Gedanken bringen muß. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müssen, die mich allen möglichen Mißdeutungen aussetzen könnte. Ich will auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. — Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; die famose Vorrede,*) die ich bei Campe, als sie schon gedruckt war, zu zernichten gewusst, ist später nur durch den preussischen Spion Klaproth in die Welt gekommen, Das wußte die Gesandtschaft, so daß mir auch nicht einmal ein Preßvergehen stark aufgebürdet werden kann; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen aus Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe . . . aber alles Dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. — Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Muthmaßungen verleunden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche

*) Zu den „Französischen Zuständen“.

geliefert. Meine Reise nach Wien, wie Sie sehen, muß daher auf sehr lange Zeit hinausgeschoben werden. — In einigen Wochen werde ich nach Paris zurückkehren. Haben Sie mir vorher noch Etwas wissen zu lassen, so schreiben Sie nur hierher. Selbst wenn ich auch nach Paris schon gegangen wär', würde mir Ihr Brief von hier aus richtig zugeschickt werden. Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

119. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 4. December 1835.

Liebster Campe!

Herzlichen Dank für die freundlichen Mittheilungen Ihres Briefes vom 23. October. Seit 4 Monaten habe ich, außer Ihrem Briefe, Nichts aus der deutschen Presswelt erfahren. In 3 bis 4 Wochen bin ich in Paris, wo ich über den literarischen Bürgerkrieg das Nähere zu ermitteln forsche. Dass Herr Menzel ein Lump ist, dass er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das „Literaturblatt,“ immer mißbrauchen

wird, habe ich längst gewusst. Er hat auch mich manchmal angebellt, aber ich hab' ihm nie den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unsterblichkeit gezüchtigt zu werden.

Ich habe hier sehr schlechte Geschäfte gemacht, besonders in Betreff des Fischfangs. Wir haben dieses Jahr wenig' Fische gefangen in der Nordsee. Hoffentlich ist es Ihnen auf der Jagd besser gegangen. Sonderbar, der Verleger ist ein Jäger, und der Autor ist ein Fischer; Dieses verhinderte aber nicht den Letzteren, sehr viel' Böcke in diesem Jahre zu schießen. Der Herr Jäger kann dagegen gewiß mit vielen Krebsen aufwarten. — Seit sechs Wochen habe ich einen Stockschnupfen, und trotzdem schreib' ich an meinen Büchern. Denn ich treibe jetzt in der Literatur die doppelte Buchhaltung; es ist ein Versuch. Diese Tage wird wohl ein Buch fertig, in Paris schreib' ich es ab, und so werden Sie wohl Ende nächsten Monats Manuscript bekommen. Ich habe mich noch nicht darüber entschlossen, ob ich das Buch separat oder als dritten Salonband erscheinen lasse; da es höchst amüßant ist, auch populär, für alle Klassen berechnet, so entschlief' ich mich vielleicht, die zwei Salonbände damit zu remorquieren. Herr Jäger, Das ist ein Seeausdruck, es heißt: ans Schlepptau nehmen.

In einigen Wochen werde ich die Anker lichten und nach Paris zurücksegeln. Briefe oder Packete adressieren Sie gefälligst dorthin: Grand Hôtel de Bristol, rue Traversière, Saint-Honoré, à Paris. — Ich werde nämlich diesen Winter ins bewegteste Quartier ziehen und mich im Mittelpunkt des geselligen Lebens herumtreiben. — Den 15. dieses Monats trassiere ich wieder auf Sie die gleiche Summe, wie das vorige Mal. Für die freundliche Zahlung meiner letzten Tratte danke herzlich. — Vergessen Sie nicht, meiner Mutter die „Romantische Schule“ zu schicken. — Haben Sie mir nicht mal geschrieben, daß Sie eine Literaturgeschichte von Schlesier herausgäben? Aus seinen Aufsätzen gefiel er mir sehr wohl. Wo ist Wienbarg? Seine „Aesthetischen Feldzüge“ hab' ich erst vor Kurzem und zwar zufällig gelesen; es ist mir leid, daß ich ihn nicht mündlich darüber sprechen kann. — Leben Sie wohl und grüßen Sie mir alle guten Bekannten. Hoffentlich befindet sich Ihre Familie wohl. Ich wünsche Ihnen eine gute Jagd; que le bon Dieu vous prenne dans sa sainte et digne garde.

H. Heine.

120. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

[Paris, Ende December 1835.]

Monsieur!

Dans ce moment j'apprends que vous êtes de retour à Paris (ich will lieber deutsch schreiben), und ich eile nach Ihrem Hôtel, um Sie zu sehen, — aber vergebens. Leider bin ich selber im Begriff wieder abzureisen, und ich muß Sie schriftlich grüßen. — Wahrlich, ich hätte gern gewünscht, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, leiblich, nicht bloß als Geist, als Verstorbenen! Für Ihr Buch und Ihren liebenswürdigen Brief*) danke ich noch

*) Derselbe lautete, wie folgt:

Den 10. Februar 1834.

Sie haben sich, mein hochgeehrter Meister, so gütig für mich gegen Mrs. Austin geäußert, und so freundlich beklagt, daß ich Ihnen den annoncierten Brief noch nicht geschrieben, daß ich jetzt getrost das Wagstück unternehme, Ihnen meine neueste literarische Sünde, das beiliegende Buch, als freundschaftliches Andenken zu übersenden.

Ohne alle affektierte Bescheidenheit bin ich seiner großen Dürftigkeit mir nur zu wohl bewusst. Es ist in jeder Hinsicht Nichts als ein hors d'oeuvre — fänden Sie indessen, liebenswürdigster und wichtigster unserer Humoristen, daß es mir bei Betretung der Bahn, welche Sie so glänzend eröffnet, auch nur einmal gelungen wäre, mit jener graciös

nachträglich, letzterer war weder mit Namen, noch Adresse versehen. — — — Ich komme von Boulogne

originellen Natürlichkeit und Laune zu schreiben, die Ihre Schriften so unwiderstehlich anziehend macht, gleich Ihnen gelungen wäre, einer ernstern Wahrheit lachend Eingang zu verschaffen, oder mit Erfolg dumme Vorurtheile furchtlos bekämpft zu haben — ich würde mit Stolz und Freude Mehr für mich gewonnen glauben, als ich bis jetzt noch zu hoffen wage.

Der dritte Theil der „Tutti Frutti“ wird wahrscheinlich Mehr direkt Politisches enthalten, was besonders auf das Vaterland Bezug hat, und zu sagen Noth thut, wenn ich auch dadurch der Ehre des Verbots, gleich Vielen, die besser sind als ich, theilhaftig werden sollte. Gottlob! ich habe mich unabhängig genug gemacht, um jetzt leichter als mancher Andere in meiner Lage sprechen zu dürfen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, wengleich es wiederum auf der andern Seite mein Beruf nicht sein kann, so weit darin zu gehen, als — vous autres Républicains.

Aber aufrichtig humaner Gesinnungen bin ich mir bewusst, und deshalb hat es mir wehe gethan, daß Börne mich so grundfalsch beurtheilen konnte. Wie Schade überhaupt, daß ein so großes Talent einen muthwillig sich selbst und seine eigenen Zwecke zerstörenden Gang genommen hat! Dergleichen übereilte Kenner kommen nie zum Ziele. —

Sie wissen vornehmer zu spotten, und mit Ausnahme Ihres Ausfalls gegen Platen (Sie sehen, ich schmeichle keineswegs) scheinen Sie mir als ein unnachahmliches Muster, wie man abwechselnd, bald durch den schlagendsten Wit, die heißendste und zugleich überzeugendste Satire den Verstand ergötzen, bald durch die tiefste Seelenanschauung das Gemüth mit süßem Schmerz erfüllen kann. Das kommt

und Dieppe, wo ich Madame Austin zu finden dachte, aber nicht fand. Können Sie mir nicht sagen, wo sie jetzt ist, wann sie nach London zurückkehrt, und wie dort ihre Adresse ist?

Ich bin im Begriff nach Versailles zu gehen, wo ich meine Adresse noch nicht weiß. Meine Adresse in Paris ist: Rue des petits Augustins Nr. 4, Hôtel d'Espagne. Lassen Sie doch da ein Lebenswörtchen von Ihnen zukommen. Sagen Sie mir, ob Sie nicht länger in Paris bleiben, und ob ich nicht Hoffnung habe, Sie bald zu sehen. Ich bin Ihnen wahrlich recht herzlich zugethan, recht

aber daher, weil Gefühl und Poesie in Ihnen eben so eminent sind als der Verstand, ein unschätzbare Vorzug, den Sie vor Börne voraus haben.

In Berlin wird man mich ohne Zweifel sehr tadeln, Steffens etwas angegriffen zu haben. Abgerechnet aber, daß er ein Narr ist, hat er sich dort so frömmelnd boshaft über mich ausgesprochen, daß ich mich zu einer kleinen Vergeltung hinlänglich veranlaßt fühle, und: freundlich gegen den Freund, feindlich gegen den Feind — halte ich überdies, mit Konfucius, für die nothwendigste Lebensregel.

Nun verzeihen Sie, hoher Stern an unserem literarischen Firmament, wenn ein kleiner Meteorstein, der nur einen Augenblick leuchtet und dann wieder düster zur Erde fällt, sich Ihnen so sans façon genähert, und lassen Sie, deshalb nicht weniger großmüthig, immer einige Ihrer funkelnden Strahlen herabglänzen auf den

Verstorbenen.

menschlich, nicht schriftstellerisch! Wenn man so schön wie Sie schreibt und so lebenswürdig ist, sollte man gar kein Schriftsteller sein. Wenn ich es könnte, würde ich die Schriftstellerei, je eher je lieber, an den Nagel hängen. In welche schlechte Gesellschaft bringt sie den Menschen! Welchem Pöbel bringt sie uns nahe! Und trifft man mal unter den Kollegen einen ordentlichen Menschen — dann ist er nie zu Hause, und man muß abreisen — leben Sie wohl. — Wie Sie mit Ihren Federn so gut schreiben können, ist mir unbegreiflich! Ihre Feder taugt Nichts — ich kann nicht weiter schreiben. —
Ihr mitgefesselter

H. Heine.

BIBLIOTECA
CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ "CAROL I"
BUCUREȘTI

VERIFICAT
2017